

KAREN ROSE
D O R N E N H E R Z
————— T H R I L L E R —————

Aus dem Amerikanischen von Andrea Brandl

KNAUR 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel
»Edge of Darkness« bei Berkley, an imprint of Penguin Random
House LLC, New York.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**



Deutsche Erstausgabe November 2018

© 2017 Karen Rose Books, Inc.

Published by Arrangement with KAREN ROSE BOOKS INC.

© 2018 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Antje Nissen

Zitat auf S. 478 aus dem Film »Der Zauberer von Oz« (1939).

Drehbuch von Noel Langley, Florence Ryerson, Edgar Allan Woolf.

Warner Home Video-DVD.

Covergestaltung: Favoritbuero, München

Coverabbildung: Shutterstock.com

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-22678-0

2 4 5 3 1

Für meine Leser.

*Ich danke euch dafür, dass ich durch euch in meinem
Traumjob arbeiten darf und ihr meine Figuren so sehr
liebt wie ich.*

Und wie immer – für Martin.

Prolog

Cincinnati, Ohio

Freitag, 18. Dezember, 23.15 Uhr

Andy schreckte aus dem Schlaf hoch und riss die Augen auf. Sein eigenes Zittern hatte ihn geweckt. *Kalt*. Es war so verdammt kalt. *Dann bewege dich, verdammt. Los, bring deinen Kreislauf...*

Dann kam die Erinnerung – und mit ihr lähmende Panik. Er konnte sich nicht bewegen. Jemand hatte ihn gefesselt und einfach hier liegen gelassen. Wo auch immer dieses *hier* sein mochte.

Schrei, verdammt! Ruf um Hilfe! Er holte tief Luft. Seine Lunge brannte wie Feuer, und er wurde von einem heiseren Husten geschüttelt.

Es fiel ihm wieder ein. *Nein. Nicht schreien*. Sein Kopf schmerzte noch vom letzten Versuch. Er war schon einmal zu sich gekommen und hatte es probiert. Wie lange war das her? Es war dunkel gewesen. So wie jetzt.

Der Mann, ganz in Schwarz gekleidet, war aufgetaucht. Natürlich. Die Bösen trugen doch immer Schwarz, richtig? Und der Mann gehörte zu den Bösen. Andy hatte um Hilfe gerufen, nach irgendjemandem. Aber der Mann in Schwarz hatte ihm einen so brutalen Tritt gegen den Kopf verpasst, dass er Sterne gesehen hatte. Danach hatte er lieber den Mund gehalten.

Doch nicht der Schlag hatte ihn das Bewusstsein verlieren lassen. Nein. Er schluckte mühsam. Seine Angst war so übermächtig, dass er fast keine Luft mehr bekam. Seine Brust fühlte sich an, als wäre sie mit Eis gefüllt. Der Kerl hatte ihm einen stinkenden Lappen aufs Gesicht gelegt. Andy hatte

versucht, nicht zu atmen, doch dann hatte der Kerl zu einem weiteren Schlag ausgeholt, diesmal in den Magen, und Andy hatte nach Luft geschnappt und damit unwillkürlich eingeatmet, womit der Lappen getränkt war.

So war es auch am Hinterausgang der Imbissstube geschehen.

Ja, genau! Jetzt erinnerte er sich wieder. Hinter dem Pies & Fries. Er hatte gerade Rauchpause gemacht. Jemand hatte ihm aufgelauert. Es war schon dunkel gewesen, deshalb hatte Andy ihn erst gesehen, als er seine Zigarette anzündete, weder ein Gesicht noch eine Gestalt, sondern bloß einen Schatten am Rand seines Gesichtsfelds.

Wer sind die? Was wollen die von mir? Und wieso? Er hatte keine Feinde. Nicht mehr. Und nicht hier.

Er hatte doch noch mal ganz von vorn angefangen.

Und jetzt würde er hier verrecken. *Wo auch immer das »hier« sein mag*, dachte er bitter.

Ich verpasse meine Abschlussprüfungen, und dabei hatte ich lauter Einsen. Sogar in englischer Literatur. Dafür hatte er sich so ins Zeug gelegt.

Aber das spielte jetzt keine Rolle mehr. Nichts von alldem.

Ich muss hier raus. Bevor der Typ zurückkommt. Wer auch immer er sein mag.

Ich muss hier raus. Linnie finden. Ich hab ihr nie gesagt, dass ich sie liebe. Aber ich muss es unbedingt tun. Und dass ich es nicht so gemeint habe. Nichts davon. Sie hatten sich gestritten, und er hatte ihr schreckliche Dinge an den Kopf geworfen. Und jetzt glaubte sie, dass das alles ernst gemeint war. Sie glaubte, er würde abhauen, sie hängen lassen, so wie alle anderen Menschen in ihrem Leben. Wie all die anderen Menschen in *seinem* Leben.

Ich habe einen Fehler gemacht. Es konnte nicht sie gewesen sein, die er an jenem Tag gesehen hatte. Mit einem anderen

Mann. Sie hatte es so vehement abgestritten, als er ihr seine Vorwürfe entgegengeschleudert hatte. Seine Wut. Seine Kränkung. Sie war in Tränen ausgebrochen, hatte es immer noch abgestritten. Dann war sie weggelaufen. Und er hatte es zugelassen.

Aber dann, nachdem er sich ein wenig beruhigt hatte, war ihm klar geworden, dass er ihr glaubte. *Ich glaube dir.* Aber auch das hatte er ihr nicht gesagt. *Noch nicht. Und wenn ich nicht bald hier rauskomme, werde ich es ihr überhaupt nicht mehr sagen können.*

Er zerrte an seinen Fesseln, erreichte jedoch nur, dass sich die Seile noch tiefer in seine Haut gruben. Er sank auf den kalten Beton und hatte Mühe, den Schluchzer zu unterdrücken, der ihn von innen heraus zu zerreißen drohte und schließlich als klägliches Wimmern über seine Lippen drang.

Sei ein Mann, verdammt noch mal! Tu was. Sieh zu, dass du hier rauskommst!

Aber es war sinnlos. *Ich werde hier drinnen sterben.*

Auf keinen Fall. Dafür hast du schon viel zu viel geschafft, zu erbittert gekämpft.

Völlig umsonst. Ich werde hier drinnen sterben.

Er fror so entsetzlich, spürte den eiskalten Beton durch seinen dünnen Pulli und die Socken. Seinen Parka und die Schuhe hatten sie ihm weggenommen. Beide waren nagelneu gewesen. Na ja, er hatte sie letzte Woche erst im Second-hand-Laden gekauft; nachdem er die Semestergebühren bezahlt hatte, war gerade noch genug für ein paar Winterklamotten übrig gewesen. Von den Sachen des letzten Jahres passte ihm nichts mehr.

Weil ich endlich gewachsen bin. Jahrelang hatte er darauf gewartet, groß genug zu sein, um sich wehren zu können. *Und jetzt drückt mir so ein Arschloch einen Lappen ins Gesicht, und ich bin erst mal völlig k. o.*

Aber wer? Wer würde so was tun? *Wer, verdammt noch mal?* Ein Raubüberfall war es jedenfalls nicht. Er hatte gerade mal zwanzig Mäuse in der Tasche gehabt – sein Trinkgeld vom Abendgeschäft, und sein gesamtes restliches Geld, hundertzweiundvierzig Dollar und sechs Cents, lag sicher auf seinem Konto.

Niemand, der auch nur halbwegs klar im Kopf war, würde ihn ausrauben, und die einzige Person, die ihn hasste wie die Pest, saß im Knast.

Dieses kranke Miststück saß doch noch ein, oder? Neuerliche Panik wallte in ihm auf. Der Richter hatte sie zu fünfzehn Jahren verknackt, von denen gerade einmal drei vorbei waren.

O Gott. Wenn sie rauskommt, bin ich tot. Andy begann zu hyperventilieren. Aber die Cops hätten ihn doch gewarnt, oder?

Nein, du Genie, weil sie keine Ahnung haben, wo du steckst. Du bist abgehauen, schon vergessen? Hast deinen Namen geändert. Und keine Nachsendeadresse hinterlassen.

Shane und Linnie waren die Einzigen, die wussten, wo er sich aufhielt. Linnie ... bestimmt wollte sie ihn nie wiedersehen. Er schloss die Augen. *Was ich gesagt habe ... tut mir so leid.*

Natürlich würde Shane zu Hilfe eilen, wenn Andy sich bei ihm meldete, aber Andy hatte ihn nie zurückgerufen, nachdem sich ihre Wege getrennt hatten. *Weil ich ganz von vorn anfangen wollte.*

Genauso wie Shane. Shane hatte nie Schiss vor etwas.

Eine Träne löste sich aus Andys Augenwinkel und lief ihm übers Gesicht. *Ich werde den morgigen Tag nicht erleben.*

Zumindest nicht, wenn sie ihn weiter hier hocken ließen. Er würde erfrieren.

Tu etwas. Sei ein Mann, verdammt noch mal! Lass dir etwas

einfallen, wie du diese Seile durchschneiden kannst, bevor der Typ zurückkommt und dir den Lappen noch mal aufs Gesicht drückt.

Sieh zu, dass du freikommt, damit du Linnie suchen und es ihr sagen kannst.

Auf dem Boden lag nichts Brauchbares herum, nichts Metallisches mit einer scharfen Kante. Auch nichts aus Plastik, noch nicht einmal ein Stein oder so etwas. Rein gar nichts.

Bloß Betonboden und Wände aus grob gezimmertem Holz. Jemand hatte aus Planken eine Hütte zusammengebaut; es gab weder Mörtel noch Glasfasern noch sonst etwas in den Ritzen, das die Kälte abgehalten hätte. Damit stand fest, dass es nur noch schlimmer werden konnte.

Das Knacken eines Zweigs ließ ihn erstarren. Jemand kam. Hilfe, vielleicht? *Vielleicht ist jemand hier, der mich nach Hause bringen kann.*

Doch dann ging die Tür auf, und der Mut verließ ihn. Es war wieder der schwarz gekleidete Mann. Wortlos zog er ihn hoch und schwang ihn sich im Gamstragegriff über die Schulter.

Ein stechender Schmerz fuhr ihm durch den Schädel, und sein restlicher Körper war schon ganz taub vor Kälte. Er sah die von dünnem, zwei Tage altem Schnee bedeckte Rasenfläche, als der Mann ihn durch einen Garten trug und schließlich eine Tür öffnete.

O mein Gott. Warm. So warm. Seine Füße begannen heftig zu prickeln, als sein Blut wieder zu zirkulieren begann. Wieder drang ein Wimmern aus seinem Mund.

»Leg ihn da rüber«, befahl eine leise Stimme. Ein Mann. Älter. Und so drohend, dass Andy erschauderte.

Erneut durchzuckte ihn der Schmerz, als der schwarz gekleidete Typ ihn mit dem Gesicht voran auf ein Sofa fallen ließ. Es war alt. Staubig.

In diesem Moment ertönte eine weitere Stimme. Sie gehörte einer jungen Frau und kam ihm bekannt vor. *O Gott. Er kannte sie.* »Warum?«, fragte sie, und er hörte den körperlichen Schmerz in den beiden Silben. »Warum er? Er hatte doch gar nichts damit zu tun.«

»Weil ich ihn brauche«, antwortete der Mann. »Setz ihn aufrecht hin.«

Der Mann in Schwarz zerrte Andy am Kragen seines dünnen Pullis hoch. Andy sah sich um. Er befand sich in einem mit altem schäbigem Mobiliar ausgestatteten Büro. Eine Werkstatt? Es roch nach Öl.

Andy starrte den Kerl in Schwarz im trüben Schein einer einzelnen Lampe an.

Er war ... keine Ahnung. Andy hatte ihn noch nie gesehen. Er war nicht alt, aber auch nicht jung. Vierzig? Oder fünfzig? Schwer zu sagen bei diesem Licht. Er schien sehr groß und kräftig zu sein; der gestärkte weiße Stoff seines Hemds spannte sich um seinen Bizeps.

Andy kannte den Typ nicht, und er war auch niemand, dem er über den Weg laufen wollte.

Die Frau dagegen ... *O Gott, Linnie.* Sie hingegen wusste genau, wer er war. Das verriet ihr bleiches, beängstigend schmales Gesicht klar und deutlich. Ihr geschwollenes, von Hämatomen übersätes Gesicht.

»Linnie?«, krächzte Andy. Dieser Mann war gefährlich. Und er hatte sie beide in seiner Gewalt.

Vielleicht ist das alles ein Missverständnis. Ein schreckliches Missverständnis. Vielleicht hatte er es ja auf jemand ganz anderen abgesehen.

Aber dann schüttelte Linnie den Kopf, wollte ihm nicht in die Augen sehen. »Es tut mir leid«, flüsterte sie. »Es tut mir so leid, Andy.«

Also war es doch kein Missverständnis. Der Mann hatte nie-

mand anderen in seine Gewalt bringen wollen, sondern es zumindest auf Linnie abgesehen.

Das muss er sein. Andy hatte sie gemeinsam ein Motelzimmer betreten sehen. Sie beide ... zusammen. »Wer sind Sie?« Seine Stimme klang brüchig, kläglich. »Was wollen Sie?«

»Sie, Mr Gold. Genauer gesagt, Ihre Dienste«, sagte der Mann.

»Meine Dienste?«, wiederholte Andy verständnislos. »Was für Dienste? Du lieber Gott, ich bin *Kellner!* Und ich studiere englische Literatur im Hauptfach. Sie müssen mich mit jemandem verwechseln.«

Der Mann wandte sich Linnie zu. »Er weiß es nicht, stimmt's, Linnea?« Andy spürte, wie sich ihm vor Angst der Magen umdrehte. Linnie wusste also, weshalb man ihn geschnappt und entführt hatte.

Linnie schloss die Augen. »Nein«, flüsterte sie. »Er glaubt, wir wären ein Paar.«

Der Mann stieß ein schnaubendes Lachen aus. »Ein Paar? Dass ich nicht lache. Los, sag ihm die Wahrheit.«

Linnie schüttelte den Kopf. Sie sank auf ihrem Stuhl zusammen und wandte ihr geschundenes Gesicht ab.

Andy packte die kalte Wut. »Sie haben sie geschlagen? Sie?« »Ich habe ihr die Seele aus dem Leib geprügelt«, erwiderte der Mann mit einem grausamen Lächeln, holte aus und verpasste ihr mit dem Handrücken einen weiteren Schlag, der sie vor Schmerz aufheulen ließ. Es klang wie das Jaulen eines Hundes. »Los, sag es ihm, *Linnie*«, befahl er höhnisch.

»Linnie?«, krächzte Andy, während er seinen Herzschlag in den Ohren rauschen hörte. »Mir was sagen? Wer ist der Typ?«

»Sag es ihm«, befahl der Mann noch einmal. »Er soll wissen, wieso er hier ist. Das hat er verdient.«

Andy spürte bittere Galle in seiner Kehle aufsteigen. Die

Angst fühlte sich wie ein Klumpen ranzigen Fetts in seinem Magen an. »Bitte, Linnie?«

»Er ist mein ... Zuhälter.« Sie spie das Wort förmlich aus.

Andy blieb der Mund offen stehen, doch kein Wort drang über seine Lippen. Ihr *Zuhälter*? Linnie war eine Prostituierte? Das konnte unmöglich sein. *Hätte sie Geld gebraucht, wäre sie doch zu mir gekommen, hätte es mir gesagt. Oder etwa nicht?*

Er liebte sie. Seit Jahren. Eines Tages würden sie heiraten. Weil er irgendwann den Mut aufbringen würde, ihr seine Gefühle zu gestehen. Irgendwann. Er hätte es getan.

Ich hätte ihr sagen müssen, dass ich sie liebe. Seine Augen brannten. Denn es war auch jetzt noch die Wahrheit.

Unverbrämte Bosheit lag in dem Lächeln des Mannes.

»Und?«, höhnte er. »Wem gehörst du nun, Linnea?«

Ein Schluchzen stieg in ihrer Kehle auf. »Dir.«

»Genau. Du gehörst mir.« Der Mann stieß sie weg, als wäre sie Abfall. »Du gehörst mir. Und vergiss das gefälligst nicht, Miststück. Niemals«, knurrte er. »Machen Sie den Mund zu, Mr Gold. Das sieht höchst unattraktiv aus.«

Unattraktiv. Das Wort hing in der Luft, zwischen ihnen. Vibrierte wie eine Gitarrensaite. *Unattraktiv?* Andy schluckte hörbar. »Ich mache da nicht mit«, stieß er verzweifelt hervor. »Ich werde nichts tun, um attraktiv zu sein. Ich werde mich nicht verkaufen.«

Der Mann musterte ihn einen Moment lang, dann warf er den Kopf in den Nacken und lachte. »Du glaubst, ich will dich verkaufen? Das ist echt gut, Junge. Nein, du wirst nicht anschaffen, sondern du wirst töten.«

Entsetzt wich Andy zurück. »Nein. Das mache ich nicht.«

»Oh, doch, das wirst du.« Der Mann strich Linnie eine Haarsträhne aus dem Gesicht – eine fast zärtliche Geste, stünde ihm die Verachtung nicht ins Gesicht geschrieben. »Denn

wenn du es nicht tust, jage ich ihr eine Kugel in den Kopf.«
Er tippte ihr gegen die Stirn. »Und zwar genau hier.«

Nein. Nein ... Nein. Andy stockte der Atem, als Linnie einen kläglichen Schrei ausstieß. »Nein«, stöhnte sie. »Bitte. Ich tue es. Lass es mich an seiner Stelle tun.«

Wieder schlug der Mann ihr ins Gesicht. »Halt's Maul!«, schnauzte er sie an. »Er wird es tun!«

Andys Lunge schien sich aus ihrer Erstarrung zu lösen, und er schnappte nach Luft, zu schnell, zu scharf. »Das können Sie nicht machen. Sie können sie nicht töten. Das ... Das können Sie nicht!«

Der Mund des Mannes verzog sich zu einem Lächeln, bei dessen Anblick Andy neuerlich eiskalt wurde. »Los, nimm sie«, befahl er dem Kerl in Schwarz. »Zeig ihm, wozu wir fähig sind.«

»Nein«, stöhnte Linnie. »Bitte, nicht.«

Der Schwarzgekleidete warf sich Linnie über die Schulter, so wie er es zuvor mit Andy getan hatte, und trug sie hinaus. Augenblicke später drangen Linnies Schreie herein – entsetzliche Schreie. Er tat ihr weh. Der Schwarzgekleidete tat ihr weh.

Und Andy konnte ihn nicht daran hindern.

Er schloss die Augen, um das Grinsen des Kerls vor ihm nicht länger sehen zu müssen. *Ihr Zuhälter.* Der Typ war ihr Zuhälter. Sie hatte versprochen, es nicht zu tun. Sie hatte es *versprochen*. Damals, in der Pflegefamilie, hatten sie einen Pakt geschlossen – er, Linnie und Shane. Sie hatten sich gegenseitig das Versprechen gegeben, niemals ihren Körper zu verkaufen, selbst wenn es noch so schwierig werden würde. Sie hatte es versprochen.

Aber es war eine Lüge gewesen. Andy konnte nicht sagen, was ihn mehr schmerzte – die Tatsache, dass sie ihren Schwur gebrochen hatte, oder dass sie verzweifelt genug gewesen

sein musste, sich nicht daran zu halten. *Oder dass sie sich mir nicht anvertraut hat.*

Der Mann zündete sich eine Zigarette an und nahm einen tiefen Zug, ehe er den Rauch ausstieß, der in einer dünnen Säule aufstieg. »Also, Andy, nein, Mr Gold – wie hätten Sie’s denn gern? Wollen Sie noch mehr? Mein Partner kann dafür sorgen, dass sie noch eine halbe Ewigkeit weiterschreit. Oder kann ich darauf zählen, dass Sie Ihrer kleinen Freundin das Leben retten?«

Andy schlug die Augen auf und zwang sich, den Mann anzusehen, der ihrer beider Leben mit dieser beiläufigen Gleichgültigkeit in seiner Hand hielt. Der Kerl lauschte mit schief gelegtem Kopf Linnies Schreien.

»Also, Mr Gold? Raus mit der Sprache. Meine Geduld lässt allmählich nach.«

Andy biss die Zähne aufeinander. »Was soll ich tun?«, stieß er hervor.

1. Kapitel

Cincinnati, Ohio

Samstag, 19. Dezember, 15.30 Uhr

»Bist du sicher, dass das Kleid einigermaßen gut aussieht, Mer?«

Mit einem gutmütigen Seufzer wandte sich Dr. Meredith Fallon der jungen Frau zu. »Es sieht fantastisch aus, Mallory. *Du* siehst fantastisch aus. Sehr schick. Keiner wird dich für etwas anderes halten als für eine Achtzehnjährige, die sich soeben für ihre Kurse eingeschrieben hat.«

Aber das war nicht das einzig Bemerkenswerte an Mallory Martin, die heute zum ersten Mal die Zufluchtsstätte für Gewaltopfer verlassen hatte, wo sie während der letzten vier Monate versucht hatte, das Erlebte zu verarbeiten und ihre Wunden zu heilen – was an sich schon eine enorme Leistung war. Dabei hatte der Heilungsprozess erst begonnen. In den zehn Jahren ihrer Arbeit als Kinder- und Jugendpsychologin war Meredith kaum ein Opfer begegnet, das mehr durchgemacht hatte als Mallory – und kaum eines, das so mutig war wie sie.

»Das stimmt, aber sie gehen aufs College, ich dagegen nur ...«
Mallory wandte den Kopf ab. »Verdammt.«

»Du nimmst dein Leben in die Hand. Habe ich dir eigentlich schon gesagt, wie verdammt tapfer du bist?«

»Zweimal. Und zwar allein heute.« Sie lächelte flüchtig, ehe sie verlegen das Gesicht verzog. »Ich weiß, es ist blöd von mir ... zu versuchen, dir ein Lob abzuluchsen, meine ich. Entschuldige.«

Diesmal war Merediths Seufzer nicht mehr ganz so geduldig.

»Was haben wir über dieses Wort gesagt?«

»Blöd?«

»Ja, das auch. Aber eigentlich geht es mir um das ›Entschuldigung‹. Streich sie sofort aus deinem Vokabular, alle beide.«
Mallory holte Luft und nickte knapp, aber entschlossen.
»Eliminiert.«

»Gut. Los, legen wir einen Zahn zu. Es ist nicht mehr weit bis zum Café, und mir frieren bald die Zehen ab.«

Sie würden ein bisschen feiern. Mallory hatte sich für mehrere Volkshochschulkurse eingetragen – ein erster Schritt in Richtung Highschool-Abschluss, den ihr das Monster verwehrt hatte, das sie sechs lange Jahre gefangen gehalten hatte.

»Vielleicht hättest du gefütterte Stiefel anziehen sollen«, zog Mallory sie auf. »Und welche ohne diese Wahnsinnsabsätze.«
Meredith betrachtete ihre nagelneuen kniehohen Wildlederstiefel und musste lächeln – Mallory belehrte sie. Eigentlich eine Kleinigkeit, aber so herrlich *normal*. Das Mädchen hatte sich zu einer ihrer erklärten Lieblingspatientinnen entwickelt. »Aber die sind eben schöner. Außerdem waren sie heruntergesetzt.«

Mit liebevoller Nachsicht schüttelte Mallory den Kopf.
»Und natürlich *musstest* du sie haben. Damit sich die vielen anderen Stiletto-Wildlederstiefel in deinem Schuhschrank nicht gar so einsam fühlen.«

Merediths Lächeln verblasste. Nicht etwa wegen der Kritik, denn a) lag auf der Hand, dass Mallory sie nur necken wollte, und b) zogen ihre Freundinnen sie ohnehin ständig wegen ihres überquellenden Schuhschranks auf.

Nein. Sondern weil Meredith sie tatsächlich hatte kaufen *müssen*. Nicht zwingend diese Stiefel, aber sie hatte das dringende Bedürfnis gehabt, sich *irgendetwas* zu gönnen. Sie hatte sich damit ein vorgezogenes Weihnachtsgeschenk gemacht, weil nichts darauf hindeutete, dass sie das Geschenk bekommen würde, nach dem sie sich in Wahrheit sehnte. Im Sommer

hatte es den Anschein gehabt, als würde es vielleicht klappen – dass sie außer ihrer Familie das erste Mal jemanden an ihrer Seite hätte, an den sie sich über die Feiertage kuscheln könnte. Wie albern von ihr, sich solche Hoffnungen zu machen. Ihre gemeinsame Zeit mit Adam Kimble war kostbar und knapp gewesen – und ihm hatte sie ganz offensichtlich nicht genauso viel bedeutet wie er ihr. Der Fall, der sie zusammengeführt hatte, war mittlerweile gelöst und Adam von der Bildfläche verschwunden. Wieder einmal.

Was angesichts ihres gemeinsamen Freundeskreises einiges an Talent und Planung erforderte. In den letzten vier Monaten hatte es mehr als genug Gelegenheiten gegeben, sich rein zufällig über den Weg zu laufen. Aber da es nie dazu gekommen war, musste sie davon ausgehen, dass er ihr bewusst aus dem Weg ging. Das tat weh. Sehr.

Allerdings hatte er sie nicht konsequent gemieden. Sie dachte an die Umschläge, die sie alle paar Wochen in ihrem Briefkasten gefunden hatte. Ohne Absender.

Aber von wem die aus Malbüchern herausgerissenen, mit Buntstiften oder farbigen Kugelschreibern ausgemalten Seiten stammten, lag auf der Hand. Sie waren alle mit größter Sorgfalt angefertigt worden, ohne auch nur einen Strich über die Linien hinaus. Detective Adam Kimble schien stets darauf bedacht zu sein, innerhalb der vorgezeichneten Grenzen zu bleiben.

Die ersten Bilder waren noch in allen möglichen Rotschattierungen gewesen, im Lauf der Wochen waren jedoch weitere Farben hinzugekommen. Eines der Bilder war sogar mit Wasserfarben ausgemalt; sage und schreibe fünfzehn verschiedene Farben hatte sie gezählt, eigentlich war es gar nicht so übel gewesen. Die Botschaft dahinter war eindeutig: *Ich arbeite dran. Und es geht mir allmählich besser. Gib mich nicht auf.*

Aber vielleicht war das auch reines Wunschdenken ihrerseits. »Meredith?«, fragte Mallory kleinlaut. »Es tut mir leid. Ich wollte dich doch bloß aufziehen.«

Meredith blieb abrupt stehen, als sie merkte, dass Mallory direkt vor dem Café stand und sie mit ernster Miene ansah. Sie waren einen ganzen Häuserblock weit gelaufen, ohne ein Wort zu wechseln. Scham ergriff Besitz von ihr, hinterließ einen bitteren Geschmack auf ihrer Zunge. *Eigentlich ist heute Mallorys großer Tag, und ich habe es geschafft, dass es wieder mal nur um mich geht.*

Sie rang sich ein Lächeln ab. »Weiß ich doch, Süße. Es lag nicht an dir oder daran, was du gesagt hast. Manchmal bin ich einfach mit den Gedanken woanders.«

»Es beruhigt mich, dass es sogar dir so geht. Da fühle ich mich gleich viel besser.«

Meredith lächelte. »Wie schön, dass ich selbst dann noch helfen kann, wenn ich Mist baue.« Sie deutete auf das Schild über dem Café. »Gehen wir rein. Ich hoffe, es gefällt dir. Hier gibt's die beste Pasta der ganzen Stadt.«

»Trifft sich gut, ich habe nämlich Bärenhunger. Eine Frage habe ich allerdings«, sagte Mallory ernst.

»Nur eine?« Meredith lachte, als Mallory die Augen verdrehte. Wieder eine so herrlich normale Reaktion. *Sei dankbar, statt dem nachzutruern, was du nicht haben kannst.* Sie konnte Adam nicht zwingen, mit ihr zusammen sein zu wollen, und es wurde allmählich Zeit, seinetwegen nicht länger den Mond anzuheulen. »Raus damit. Was gibt's?«

»Was passiert eigentlich, wenn ich den Führerschein mache und wieder Auto fahre?«

Die Hand auf der Türklinke, hielt Meredith inne. »Was meinst du?«

Mallorys Gesicht verzog sich zu einem verschmitzten Grinsen. »Na ja, wie soll ich Auto fahren, wenn ich das Wort

›blöd‹ nicht in den Mund nehmen darf? Ich meine, vorhin, beim Parkplatzsuchen, hast du es mindestens dreimal benutzt. Also, wie soll ich fahren, ohne dieses Wort sagen zu dürfen? Oder ›Schwachkopf?‹ Oder ›Sch...‹?« Sie zog den Laut in die Länge. »Sch-öne Bescherung.«

Meredith lachte. »Du kleines Ekelpaket.«

Mallory grinste, sichtlich zufrieden mit sich. »Kann sein, aber immerhin habe ich dich zum Lachen gebracht. Und zwar richtig.«

Meredith schluckte. »Rein jetzt, bevor ich zum Eiszapfen werde.« Sie hielt Mallory die Tür auf. Ihre Kehle fühlte sich eng an, wenngleich aus einem anderen Grund als zuvor. Mallory hatte einen Witz gerissen. *Um mich aufzumuntern*. Dass sich die junge Frau, die so grausam missbraucht worden war, die Fähigkeit bewahrt hatte, Mitgefühl für andere zu empfinden ... Meredith war zutiefst gerührt. Sie räusperte sich.

»Es müsste ein Tisch auf den Namen ›Fallon‹ reserviert sein«, sagte sie mit immer noch leicht belegter Stimme.

»Ja, bitte hier entlang.« Die Kellnerin, eine junge Frau in Mallorys Alter, führte sie zu einem Fenstertisch. »Das ist der beste Platz, um Leute zu beobachten«, sagte sie mit einem Lächeln.

»Und um auf das Feuerwerk zu warten, während es schön warm und gemütlich ist«, fügte Meredith hinzu.

Mallorys Augen begannen zu leuchten, doch sie wartete, bis die Kellnerin verschwunden war, ehe sie sich vorbeugte.

»Feuerwerk? Wo denn?«

»Auf dem Fountain Square«, antwortete Meredith. »Wir essen erst mal was, trinken in aller Ruhe Kaffee, und dann gehen wir raus auf die Straße.«

»Hast du das Café deshalb ausgesucht?«

»Nein, nein.« Meredith ließ den Blick wohlwollend umherschweifen. »Ich war jedes Jahr mit meiner Großmutter hier,

nachdem wir uns den *Nussknacker* angesehen haben. Nur wir beide. Damals fanden die Aufführungen noch in der Music Hall statt und waren sehr festlich.« Nach einer langen Renovierungsphase hatte die Music Hall dieses Jahr den Betrieb wieder aufgenommen. Eigentlich hatte Meredith vorgehabt, die Mädchen, die im Mariposa House Zuflucht gefunden hatten, dorthin mitzunehmen, die Idee jedoch wieder verworfen. Die meisten Mädchen hätten angesichts der Menschenmassen Panik bekommen. Vielleicht klappte es ja nächstes Jahr.

»Wie festlich?«, wollte Mallory wissen. »Mit langen Kleidern und Handschuhen und so?«

»Na ja, nicht ganz so schick«, wiegelte Meredith lächelnd ab.

»Aber ich durfte mein schönstes Weihnachtskleid tragen und bekam eine große Schleife ins Haar, und meine Oma trug ihr Festtagskostüm und ihre Perlenkette dazu. Granny trug immer Perlen.«

»So wie du«, meinte Mallory. »Zumindest als Ohrringe. Ich habe dich noch nie ohne gesehen. Und ohne deine Armreifen«, fügte sie mit einem Blick auf Merediths Handgelenke hinzu.

Meredith strich liebevoll über einen der Ohrringe. »Die habe ich von ihr geerbt. Du hättest meine Großmutter bestimmt gemocht. Sie war eine echte Granate.«

Mallory lächelte belustigt. »Eine Granate mit Perlenkette.«

»Das kannst du laut sagen. Und das ist noch nicht alles. Gran war nicht nur eine Lady mit Perlenkette, sondern eine ausgebuffte Falschspielerin, die fluchen konnte wie ein Kutscher, eine Pistole in ihrer riesigen Handtasche hatte und dabei alle glauben machte, sie sei eine harmlose Omi, die gern Socken strickt.«

Mallory blickte mit hochgezogenen Brauen von der Speisekarte auf. »Sag nichts gegen Stricklieseln. Inzwischen kenne

ich mehrere von denen, die auch bis an die Zähne bewaffnet sind.«

Meredith prustete los. Kate, ihre jüngste Freundin, war FBI-Agentin, Scharfschützin und strickte wie eine Verrückte. Und sie brachte immer mehr von Merediths Freundinnen dazu, sich ihr anzuschließen. Inzwischen gehörte zu ihrem allmonatlichen Mädelsabend neben Wein und Schokolade auch Strickwolle.

Meredith selbst hatte sich noch nicht vom Strickfieber anstecken lassen, dafür trug sie bereits seit Jahren heimlich eine Waffe, entweder in der Tasche ihres Blazers oder in einem BH-Holster. Als Kinder- und Jugendtherapeutin war sie immer wieder mit gewalttätigen Familienmitgliedern konfrontiert, die ihr drohten. Sie trainierte regelmäßig auf dem Schießstand, hatte ihre Waffe aber zum Glück bisher nie benutzen müssen.

»Meine Großmutter fehlt mir sehr«, sagte sie wehmütig.
»Nach dem Tod meiner Eltern war sie mein Fels in der Brandung.«

Mallory legte den Kopf schief. »Und wann ist sie gestorben?«

»Vor drei Jahren«, antwortete Meredith, wohl wissend, dass sie Mallory bisher nie etwas über sich erzählt hatte. *Ich muss sie an einen anderen Therapeuten überweisen, und zwar bald.* Die Vorstellung tat weh. Aber eigentlich war dieser Schritt längst überfällig. In den letzten Monaten war ihre Bindung viel zu eng geworden. »An einem Herzinfarkt. Aber wenigstens ging es ganz schnell, und sie musste nicht leiden. Obwohl sie schon über achtzig war, hatte ich nicht damit gerechnet. Es war ein Schock. Ich war einfach noch nicht bereit, sie gehen zu lassen.«

Mallorys Gesicht wurde traurig. »Das kann ich verstehen. Und was ist mit deinen Eltern passiert?«

Meredith holte tief Luft. Ihr Tod war weder schnell noch ohne Schmerzen vonstattengegangen, darüber hinaus jährte sich bald ihr Todestag. Noch ein weiterer Grund für ihren Frustkauf. »Ein Flugzeugabsturz«, sagte sie leise. »Vor sieben Jahren.«

»Oh«, sagte Mallory betroffen. »Und was ist mit deinem Großvater?«

Beim Gedanken an ihn hob sich Merediths Stimmung augenblicklich. Sie sah Mallory die Erleichterung an. »Er lebt noch und ist ein ziemlich wilder Typ. Er lebt in Florida, in einem Haus am Strand, und geht jeden Tag angeln. Er behauptet, er würde auch jeden Tag einen Fisch fangen, aber das ist bestimmt eine Lüge. Vielleicht lernst du ihn sogar kennen. Er kommt über die Feiertage her.« Er ließ sie Weihnachten niemals allein verbringen. »So, aber jetzt schauen wir endlich, was es zu essen gibt. Heute lasse ich es mal so richtig krachen.« Sie ging direkt zu den Desserts über. »Sonst ist meine morgendliche Lauferei ja völlig sinnlos.«

Meredith überlegte gerade, für welches Schokoladendessert sie sich entscheiden sollte, als sie Mallory scharf den Atem einsaugen hörte. Sie sah auf, und auch ihr stockte der Atem. Ein junger Mann stand direkt zwischen ihrem Tisch und dem Fenster. Er war kreidebleich und zitterte am ganzen Leib. *Lauf*, war ihr erster Gedanke, und mit den Jahren hatte sie gelernt, im Zweifelsfall ihren Instinkten zu folgen. Doch stattdessen ließ sie die Speisekarte sinken und zwang sich zu einem Lächeln, während sie sich erhob. Mit einer beiläufigen Geste schob sie die Hände in ihre Blazertasche und löste den Verschluss ihres Holsters. »Kann ich Ihnen helfen?«

Der junge Mann schluckte. »Es tut mir so leid«, sagte er und zog eine Waffe aus der Tasche. »Es tut mir leid«, flüsterte er. »So leid.«

Und dann zielte er auf sie.

Meredith holte Luft und ignorierte die erschrockenen Aufschreie der anderen Gäste. Sie musste ihn von seinem Vorhaben abbringen. Es war ihr schon früher mit Schießwütigen gelungen, warum also nicht auch jetzt? »Reden wir darüber«, sagte sie.

Er schüttelte den Kopf. Die Verzweiflung stand ihm ins Gesicht geschrieben. »Dafür ist es zu spät. Ich muss es tun.« Meredith riskierte einen Blick auf Mallory. Das Mädchen starrte wie gebannt auf den Pistolenlauf. Ihre Augen waren weit aufgerissen und glasig. Sie stand eindeutig unter Schock. »Sie müssen das nicht tun«, sagte Meredith ruhig. »Wir kriegen das wieder hin. Was auch immer los ist, wir finden eine Lösung.«

Der junge Mann schüttelte den Kopf. »Seien ... Sie einfach still. Bitte.« Die Waffe in seiner Hand wackelte gefährlich, als er noch stärker zu zittern begann.

Er will das nicht tun. Er will eigentlich gar nicht hier sein. Jemand hatte ihn gezwungen.

Beschwichtigend streckte Meredith eine Hand nach ihm aus, während ihre andere zu ihrem Holster glitt, ohne die Waffe herauszuziehen. »Tun Sie's nicht. Ich kann Ihnen helfen. Wie heißen Sie, mein Lieber?«

Wieder schüttelte der Junge verzweifelt den Kopf. »Still jetzt! Ich muss nachdenken!« Er zuckte zusammen, riss die freie Hand hoch und schlug sich aufs Ohr. »Hören Sie auf, mich anzuschreien! So kann ich nicht denken!«

Aber niemand schrie ihn an. Im Gegenteil. Im Restaurant herrschte Totenstille.

Er stieß sich den Finger ins Ohr. »Ich hab doch gesagt, ich tu's!«, schrie er.

Schizophrenie? Er war genau in dem Alter, in dem die Krankheit häufig ausbrach, aber normalerweise zeigten die Patienten keine Gewaltbereitschaft gegen andere. Es sei denn, die

Stimmen in seinem Kopf befahlen ihm, zu schießen. Außerdem war es nach wie vor möglich, dass ihn jemand dazu zwang. Sie musste herausfinden, womit sie es hier zu tun hatten, und sich dann für die beste Taktik entscheiden.

Sie traute sich nicht, den Blick von ihm zu lösen. »Runter, Mallory«, befahl sie ganz leise.

»Nein!«, rief der Junge, während sein Blick zu der kreidebleichen Mallory schweifte. »Keiner rührt sich!« Er richtete die Waffe zuerst auf Mallory, dann wieder auf Meredith. »Keine Bewegung.«

Meredith hatte den kurzen Moment genutzt, um ihre eigene Waffe zu ziehen. Ihre Hand war ganz ruhig, als sie sie auf den Jungen richtete, dessen Augen sich weiteten.

Im Restaurant war es immer noch totenstill, lediglich vereinzelte erstickte Angstlaute und schweres Atmen der Gäste war zu hören.

»Nimm die Waffe weg, Junge«, sagte Meredith sanft. »Ich will dir nicht wehtun, und ich weiß, dass du mir auch nicht wehtun willst.«

Der junge Mann wimmerte. Er konnte kaum älter als Mallory sein. *Er ist bloß ein Junge. Ein völlig verängstigter Junge.*

»Ich kann das nicht«, flüsterte er.

»Ich weiß«, sagte Meredith besänftigend. »Ich weiß, dass du es nicht kannst. Und das ist in Ordnung. Lass die Waffe fallen, bitte. Ich helfe dir. Ich will dir helfen.«

»Er wird sie umbringen«, flüsterte der Junge heiser.

Wer? Die Frage lag ihr auf der Zunge, doch sie verkniff sie sich. Viel wichtiger war jetzt, ihn zum Aufgeben zu bewegen.

»Wir können dir helfen. Das weiß ich. Bitte ... bitte, nimm einfach die Waffe runter.«

Cincinnati, Ohio
Samstag, 19. Dezember, 15.55 Uhr

»Verdammt«, stieß er hervor, während er Andy mit dem Fernglas vom Fahrersitz seines vor dem kleinen Café geparkten SUV aus beobachtete. Fallon trug eine Waffe.

Die ruhige Stimme der Psychologin drang aus dem Transmitter in Andys Tasche. Sie versuchte, ihn zu beruhigen, es ihm auszureden. Und allem Anschein nach gelang es ihr, denn bislang hatte er nicht geschossen. Aber eigentlich spielte es keine Rolle. Die Waffe war lediglich die einfachste Methode, damit Andy möglichst nahe an ihren Tisch herankam.

Über das Mikro in Andys Ohr hatte er ihm befohlen, an den Tisch zu treten, an dem Fallon mit ihrem Schützling saß. Er hatte ihn angewiesen abzudrücken und ihn noch einmal daran erinnert, dass Linnea sterben würde, falls er es nicht täte. Aber in Wahrheit würde er sie ohnehin töten. Das Mädchen hatte sein Gesicht gesehen.

Genau wie Andy. Auch er würde nicht mit dem Leben davonkommen.

Er schob den Automatikhebel nach vorn, ließ den Fuß jedoch auf der Bremse, während er die Anruftaste auf seinem Handy drückte. Dann nahm er den Fuß von der Bremse und erstarrte. Nichts war passiert.

Dabei hätte in diesem Moment alles losbrechen müssen, aber da war nichts – keine Explosion, kein berstendes Glas, kein umherfliegender Schutt. Nichts.

Er rammte den Hebel wieder in die Parkposition, schnappte das Fernglas und nahm Andy ins Visier. Der Junge zielte immer noch auf Meredith, die inzwischen ihre eigene Waffe auf ihn gerichtet hielt. Er lebte also immer noch. *Verdammete Scheiße!* Er überprüfte die Nummer. Sie stimmte. Er wählte sie ein zweites Mal. Wieder nichts.

»Verdammt!«, stieß er hervor. Er konnte die Stimme des Jungen über das Mikro kaum hören. *Er wird sie umbringen.* Andy war drauf und dran, Meredith Fallon alles zu erzählen. *Dieser beschissene kleine Dreckskerl.*

»Niemals!« Dazu würde es nicht kommen. Er zog das Gewehr unter dem Sitz hervor, ohne Linnea auf dem Rücksitz zu beachten, die entsetzt nach Luft schnappte.

»Nein!«, schrie sie. »Das kannst du nicht machen!«
Doch er konnte. Und er würde. Keine losen Enden.

2. Kapitel

Mount Carmel, Ohio

Samstag, 19. Dezember, 15.55 Uhr

»Eine Idee weiter nach links. So ist es zu weit rechts.«

Adam Kimble stand auf der obersten Leitersprosse und beäugte den Stern aus Alufolie, dann warf er Wendi Cullen einen finsternen Blick zu. Die zierliche Leiterin des Mariposa House, wo Opfer von sexueller Gewalt und Menschenhandel Zuflucht fanden, mochte wie Tinker Bell aussehen, doch Adam wusste nur zu genau, dass sich hinter der elfenhaften Fassade ein stählernes Rückgrat und ein eiserner Wille verbargen.

Für den Bruchteil einer Sekunde flackerte Angst in ihm auf, weil er wusste, dass hinter ihrem munteren Lächeln heiße Wut lauerte. Als Detective des Morddezernats der Polizei von Cincinnati mit dreizehn Jahren Berufserfahrung sollte er sich von Tinker Bell eigentlich nicht den Schneid abkaufen lassen, dachte er verdrossen, und trotzdem war es so.

Er hatte sie nicht gefragt, weshalb sie so sauer auf ihn war, weil er den Grund dafür sehr wohl kannte, das Gespräch jedoch unbedingt vermeiden wollte. Weil Wendi völlig recht hatte.

Ich bin ein egoistischer Dreckskerl, dachte er resigniert. Und das nicht zum ersten Mal, weder heute noch in der vergangenen Stunde. Nein, der Gedanke kam ihm, wann immer er einen Fuß in dieses Haus setzte, wo er *sie* an jeder Ecke sehen konnte, obwohl sie heute gar nicht hier war.

Was wiederum der Grund war, weshalb *er* hergekommen war: Er achtete darauf, sich seine Freiwilligendienste im Mariposa House so einzuteilen, dass er Meredith Fallon nicht in die Arme laufen konnte.

Es schmerzte ihn, ihre Stimme nicht hören, ihr Gesicht nicht sehen zu können, doch den Ausdruck in ihren grünen Augen ertragen zu müssen, war noch viel schlimmer – Enttäuschung. Reue. Und Scham. Vor allem der Anblick von Letzterem bohrte sich wie ein Dolch in sein Herz. Sie hatte keinerlei Grund, sich zu schämen. Sie hatte nichts falsch gemacht.

Sondern ich. Es ist alles meine Schuld. Jedes Versagen, jede Schwäche, jeder Moment der Reue. Und es gab so viele davon. Aber er hatte sich fest vorgenommen, all das zu ändern und zu jenem Mann zu werden, den sie verdiente.

Allerdings hatte er nicht die Absicht, ihre überaus respekt-einflößende Freundin in seine Pläne einzuweißen, solange er auf einer fünf Meter hohen Leiter stand und versuchte, die Christbaumspitze möglichst gerade auf den Baum zu platzieren, während ihm das Glitzerzeug schon an den Händen klebte.

Die Mädchen, die den Stern gebastelt hatten, waren ziemlich großzügig mit dem Kram gewesen. Er wischte sich die Hand an seiner Jeans ab und wünschte, sie hätten dafür mit dem Klebstoff ein bisschen weniger geizt.

»Gerade sollte ich ihn doch noch eine Idee nach rechts rücken«, maulte er.

»Das liegt daran, dass er gerade noch zu weit links war«, erwiderte Wendi scharf. Adam fragte sich, ob sie ihn einfach nur schikanieren wollte.

Die beiden Männer, die mit ihm zum Schmücken abkommandiert worden waren, stießen wie auf Kommando ein belustigtes Schnauben aus, was seinen Verdacht bestätigte. Der fast fünf Meter hohe Baum stand mitten im Wohnzimmer des alten Hauses, das inzwischen zwanzig jungen Frauen in unterschiedlichen Stadien der Genesung dazu diente, wieder auf die Beine zu kommen. Stone O'Bannion fädelte Pop-

corn auf eine Schnur, während Diesel Kennedy in Kartons mit altmodischem Christbaumschmuck wühlte, die man auf dem Dachboden des alten Hauses entdeckt hatte.

Beide Männer arbeiteten eigentlich für den *Ledger*, ein Regionalblatt. Vor einem Jahr noch hätte Adam nicht im Traum daran gedacht, sich im selben Raum mit Reportern aufzuhalten – es sei denn, um sie zu verhaften –, doch hinter ihnen allen lag ein reichlich verrücktes Jahr, und inzwischen zählten die beiden zu seinen engsten Freunden. In den letzten Monaten hatten sie gemeinsam hier gesägt und gezimmert, abgeschliffen, gestrichen und poliert, bis jede Erinnerung an die einstigen Gewaltopfer in den alten, gruseligen Mauern verbannt und der heimeligen Behaglichkeit eines neuen, sicheren Zuhauses gewichen war.

Adam hatte sich kopfüber in die Arbeit gestürzt; zum einen, weil sie wichtig war und erledigt werden musste, zum anderen, weil die körperlichen Strapazen eine willkommene Abwechslung darstellten. Aber in allererster Linie hatte er es für Meredith getan. Weil Mariposa House zu Wendis und Merediths Lebensaufgabe geworden war – die Idee, all jenen Mädchen und jungen Frauen zur Seite zu stehen, die noch nicht für eine Pflegefamilie oder ein eigenständiges Leben bereit waren. Hier fanden Opfer von brutaler sexueller Gewalt oder skrupellosen Sexhändlern Zuflucht. Die Mädchen waren zwischen neun und achtzehn Jahre alt, die Mehrzahl jedoch im Teenageralter. Ziel war es, sie bis zu dem Punkt zu begleiten, an dem sie in die Gesellschaft zurückkehren konnten.

An jeder Ecke war Merediths Einfluss zu spüren, Mariposa House war so behaglich wie ihr eigenes Zuhause. Und Adam wollte Meredith helfen, ihren Traum zu verwirklichen, auch wenn es das Einzige war, was er ihr schenken konnte. Zumindest im Augenblick.

Stones Stimme riss ihn aus seinen Gedanken. »Der Stern an sich ist ja okay, Kimble«, sagte er belustigt. »Das Problem ist der Baum. Am Fenster würde er viel besser aussehen. Was denkst du, Wendi? Sollte er ihn nicht lieber rüberwuchten?«

»Nein«, erwiderte Adam schnell, bevor die Idee in Wendis Kopf überhaupt erst Gestalt annehmen konnte.

»Nein«, erwiderte Wendi in derselben Sekunde toderntst. Stone lachte. »Kommt schon. Das würde super aussehen. Überlegt nur, wie sich das Licht darin fangen würde.«

»Halt den Mund, O'Bannion«, unterbrach Adam, wenn auch nur zum Schein. Stone lachte, und es stand ihm ausgesprochen gut. Im Sommer hätte ihn um ein Haar eine Kugel getötet, und er war noch nicht wieder vollständig auf dem Posten. Manchmal hatte er Mühe, das Gleichgewicht zu halten, was einer der Gründe war, weshalb Adam sich bereit erklärt hatte, auf die Leiter zu steigen.

Diesel sah zu Adam hoch. »Vielleicht hättest du lieber auf mich hören sollen, bevor du da hochkletterst und an etwas herumzirkelst, was doch völlig in Ordnung ist«, meinte er und zog die dunklen Brauen hoch. Eigentlich wäre er derjenige gewesen, der sich um die Christbaums Spitze kümmern sollte.

»Aber das Ding war schief«, beharrte Adam.

»Klar war es schief«, gab Diesel zurück. »Weil die Mädchen den Stern selbst gebastelt haben. Und das ist doch völlig okay. Nicht alles muss immer perfekt sein.« Er warf Wendi einen vorsichtigen Blick zu. »Wenn du einen perfekten Stern willst, dann kauf einen.«

Mit seinen auffälligen Tattoos, dem kahlen Schädel, dem Ohring und seiner beeindruckenden Größe von über einem Meter neunzig sah Diesel Kennedy wie ein übellauniger Meister Proper aus. Aber sobald er lächelte, stürzten sich die Kids, denen er Fußballspielen beibrachte, auf ihn und wollten ihn

gar nicht mehr loslassen. Hinter seiner Gangsterfassade verbarg sich ein hochanständiger Bursche.

Wendi seufzte. »Wenn wir die Spitze nicht draufsetzen, verletzen wir die Gefühle der kleineren Mädchen. Deshalb ...«

»Ist schon in Ordnung, Wen. Lass gut sein.«

Ein verdrossenes Grunzen ertönte aus der Wohnzimmer-ecke, wo FBI Special Agent Parrish Colby im Schneidersitz mit einer langen Lichterkette kämpfte. Wie es aussah, würde die Lichterkette eindeutig gewinnen. Auf den ersten Blick schien der bullige Agent alles andere als die perfekte Wahl für die puppenhafte Wendi zu sein, doch seit dem Sommer waren die beiden offiziell ein Paar.

»Du hast dir den Stern ja noch gar nicht angesehen«, tadelte Wendi.

Mit seiner roten Weihnachtsmütze auf dem Kopf und der hoffnungslos um seinen Hals verhedderten Lichterkette sah Colby wie ein kampflustiger Elf aus, der einmal zu häufig mit seinen Kumpanen aneinandergeraten war. Er verdrehte genervt die Augen. »Er ist prima«, sagte er. »Der Scheißstern sieht ganz toll aus.«

»Parrish! Wie redest du denn?« Wendi warf ihm einen tadelnden Blick zu.

»Ist doch keiner da«, meinte Colby.

Das stimmte. Dank einer planerischen Meisterleistung waren alle Bewohnerinnen von Mariposa House anderweitig beschäftigt, sodass Wendi in Ruhe schmücken und die Geschenke einpacken konnte. Und für alles hatte sie Helfer engagiert – Begleitschutz für die Mädchen und Dekorationshilfen für sich selbst.

Adams Cousin Deacon war gemeinsam mit seiner Verlobten Faith abkommandiert worden, auf die Mädchen aufzupassen. *Gut so*, dachte er. Das gab ihm Gelegenheit, seine Hilfe anzubieten, ohne dabei Meredith über den Weg laufen zu müssen.

Die restlichen Mitarbeiter und weitere Freiwillige waren mit einigen der Mädchen Geschenke kaufen gegangen, während andere, die sich noch nicht zutrauten, unter Fremden zu sein, einen Bastelkurs besuchten und dort Geschenke anfertigten. Mallory Martin, die Älteste in Mariposa House, war zur Volkshochschule gefahren, um sich dort für ihre Kurse einzuschreiben. Und Meredith begleitete sie, wie ihm sein Partner bei der MCES, der Spezialeinheit für Gewaltverbrechen, Special Agent Deacon Novak, verraten hatte – allerdings nicht in offizieller Funktion, sondern weil er Adams Cousin und ältester Freund war und die Information von seiner Verlobten bekommen hatte. Deacon war mit Dr. Faith Corcoran verlobt, die wiederum eine enge Freundin von Meredith war und in deren Kinder- und Jugendpsychologiepraxis arbeitete.

Sie waren alle eng miteinander verbandelt, seine ganze Familie und seine Freunde. Das machte es manchmal schwierig, weil jeder von jedem alles wusste.

Na ja, nicht alles. Es gab trotz allem Dinge, die Adam Deacon vorenthielt, weil ... *ich will nicht, dass er es weiß. Weil ich mich schäme.*

Doch jenseits aller Geheimnisse gab es eine Sache, die sie alle verband: der Wunsch, den Mädchen in Mariposa House eine sichere Zufluchtsstätte zu bieten. Erklärtes Ziel war es, die Mädchen auf ein eigenständiges Leben vorzubereiten, und der Einstufungstest an der Volkshochschule war ein bedeutender Einschnitt und großer Erfolg für Mallory.

Genauso wie für mich. Denn ihm, Deacon und dem restlichen MCES-Team war es gelungen, diesem elenden Dreckskerl, der Mallory und viele andere aufs Übelste gequält hatte, das Handwerk zu legen. Zudem war es ein seltener Sieg, den er umso mehr in vollen Zügen genoss.

Ausnahmsweise war Adam nicht zu spät gekommen. Er

hatte nicht versagt. Und die Kids waren noch am Leben gewesen. Seit Monaten war dies der Gedanke, der ihn bei der Stange hielt. Er klammerte sich daran, manchmal weniger, manchmal mehr, beispielsweise um drei Uhr morgens, wenn ihn all jene, die er nicht zu retten vermocht hatte, in seinen Träumen heimsuchten und er schweißgebadet aus dem Schlaf schreckte, mit hämmerndem Herzen und von seinen verzweifelten Schreien schmerzender Kehle.

Und dem so übermächtigen Drang nach einem beschissenen Drink, dass er glaubte, sterben zu müssen, wenn er ihn nicht bekam.

Die Erinnerung an das Bedürfnis kam unerwartet und so heftig, dass ihm einen Moment lang schwindlig wurde und er am ganzen Leib zu zittern begann. Er hielt sich an der obersten Sprosse fest, spürte, wie sich das Metall in seine Handfläche grub und einen Schmerz verursachte, der das Verlangen verjagte, dessentwegen er um ein Haar sein ganzes Leben zerstört hätte.

Er schloss die Augen und zwang sich, nicht länger an die Gesichter all jener zu denken, die er nicht hatte retten können, sondern sich stattdessen die Opfer vorzustellen, zu deren Rettung er rechtzeitig herbeigeeilt war. Es mochten zwar nicht ganz so viele sein, doch es gab sie. Und sie waren am Leben.

Daher, nein – du brauchst keinen Drink. Du willst höchstens einen. Aber brauchen tust du ihn nicht.

Er holte Luft und sog tief den Harzduft des Baums ein.

Dann atmete er noch einmal ein, spürte, wie er seinen Körper und seinen Geist gleichermaßen wieder unter Kontrolle bekam, um erleichtert festzustellen, dass das Ganze nur ein paar Sekunden gedauert hatte, weil Wendi immer noch mit Colby schimpfte.

»Es ist egal, ob die Mädchen hier sind oder nicht«, sagte sie.

»Deine Kraftausdrücke und deine schlechten Manieren haben hier nichts zu suchen, das weißt du ganz genau.«

»Tut mir leid«, brummte Colby.

Kurz herrschte Stille, dann ertönte Wendis leises Lachen.

»Nein, tut es nicht.«

Colbys Lachen hörte sich an, als versuche jemand, ein rostiges Sägeblatt durch einen Holzbalken zu treiben. »Vielleicht ein kleines bisschen.«

Adam blickte über die Schulter und sah, wie Wendi Colby einen raschen Kuss auf den Mund drückte. »Du erdrosselst dich noch«, sagte sie liebevoll und zog an den Kabeln, die er um seine Arme, Beine und sogar seinen Hals geschlungen hatte. Das Lächeln, das auf Colbys Züge trat, war von verblüffender Süße. Er schien förmlich dahinzuschmelzen.

Adam wandte sich abrupt ab, schluckte den Kloß in seiner Kehle hinunter und tat so, als würde er das plötzliche Brennen in seinen Augen nicht bemerken. *Genau das will ich auch*, dachte er. Diesen Moment der Zärtlichkeit, den er gerade miterleben durfte. Aber er wollte nicht nur einen einzigen Moment, sondern eine unendliche Aneinanderreihung davon, ein ganzes Leben lang. Einen Kuss und ein Lächeln von jenem Menschen, für den er der Richtige war. Selbst wenn er so etwas eigentlich gar nicht verdiente.

Und das tat er tatsächlich nicht. Er verdiente sie nicht. Noch nicht.

Aber irgendwann wird es so weit sein. Ich brauche nur noch eine Weile, das ist alles.

Adams Blick schweifte durch den Raum und blieb an Diesel hängen, der ebenfalls Zeuge der Zärtlichkeit zwischen Wendi und Colby geworden war. Seine Miene war wie versteinert. Er richtete sich auf, murmelte, er hätte etwas in seinem Truck vergessen, und war verschwunden, noch bevor jemand etwas sagen konnte.

Verdammt. Jeder in ihrem Freundeskreis wusste, dass Diesel etwas für Adams Cousine Dani empfand, es bislang aber noch nicht geschafft hatte, ihr irgendwie näherzukommen. Seufzend stieg Adam von der Leiter, wobei er Stones besorgte Miene bemerkte.

»Alles klar?«, fragte Stone. »Es hat ausgesehen, als wäre dir schwindlig geworden.«

Schwindlig. Genau. Es war die perfekte Ausrede. »Ich glaube, ich sollte mal etwas essen. Ich hatte seit dem Frühstück nichts mehr«, meinte er achselzuckend. »Mein Blutzuckerspiegel ist wohl in den Keller gerasselt.«

»Dann iss etwas, Dummkopf«, gab Stone kopfschüttelnd zurück. »Ich habe eine halbe Lkw-Ladung voll Essen mitgebracht.« Er beugte sich verschwörerisch vor. »Und in Diesels Truck ist auch Bier, aber sieh zu, dass die Gefängnisdirektorin es nicht mitbekommt.«

Adam zuckte unwillkürlich zusammen und verdrängte die Stimme aus seinem Kopf. *Ist doch bloß Bier. Eines wird schon nicht schaden.* Aber aus einem würden zwei werden, dann ein ganzes Sixpack, und am Ende würde er mit einem Riesenkater und einem Filmriss wieder zu sich kommen.

Adam wollte gerade seine Standardantwort geben – *Geht nicht, ich habe Bereitschaft. Wenn irgendwo eine Leiche auftaucht, muss ich los* –, doch Wendi war schneller.

»Das habe ich gehört«, rief sie barsch, ohne von Colbys Schoß aufzustehen. »Herrgott noch mal, Stone, du kannst hier drin keinen Alkohol trinken.«

»Tue ich doch gar nicht«, gab er zurück. »Es ist im Truck. Also draußen.«

»Das spielt aber keine Rolle.« Sie sprang auf und stemmte die Hände in die Hüften. »Und sieh mich nicht so an. Du kennst die Regeln. Du benimmst dich bloß wieder mal wie ein blöder Arsch.«

»Tut mir leid, du hast ja recht.« Ganze zwei Sekunden gelang es Stone, zerknirscht zu wirken, ehe ein Grinsen auf seinem Gesicht erschien. »Aber du hast geflucht«, sagte er und hob zwei Finger. »Sogar zwei Mal.«

»Schhhh...« Wendi verkniff sich ein weiteres Schimpfwort und verpasste Colby einen Klaps auf den Arm, als der zu prusten begann. »Und du bist still. Also gut. Dann macht eine Pause, aber das Bier könnt ihr vergessen. Und trödelt nicht so lange herum. Es ist schon fast vier, und wir haben mit der Außenbeleuchtung noch nicht mal angefangen. Ich will, dass sie hängt, wenn es dunkel wird und die Mädchen nach Hause kommen.«

Adam blinzelte. Er hatte gar nicht mitbekommen, dass es schon so spät war. Auch heute hatte er sich seine Arbeit im Mariposa House so eingeteilt, dass er rechtzeitig verschwunden war, bevor Meredith mit Mallory zurückkam. Panik stieg in ihm auf. »Ich ... ich kann nicht mehr lange bleiben. Aber ich komme gern später noch mal vorbei.«

Wendi runzelte die Stirn und hob warnend das Kinn. »Wir sind aber noch nicht fertig.«

»Ich habe dir doch gesagt, dass ich um drei gehen muss«, sagte Adam.

Sie warf ihm einen finsternen Blick zu. »Das stimmt. Weil du ein Feigling bist.«

Adam biss die Zähne zusammen, wohl wissend, dass er diesem Vorwurf nichts entgegenzusetzen hatte. »Mag sein, aber das geht dich nichts an.«

Aus dem Augenwinkel bemerkte er, dass Stone sich mit der Schüssel Popcorn auf einen Stuhl fallen ließ und den Dialog mit unverhohlener Faszination verfolgte. Dreckskerl.

Wendi trat vor ihn, so dicht, dass ihre Schuhe die seinen beinahe berührten. »Es geht mich tatsächlich nichts an, nur leider betrifft es in diesem Fall eine enge Freundin von mir.«

Ihre Freundin Meredith, die er wollte, seit er sie zum ersten Mal gesehen hatte. Ihr Gesicht war es, das er sich vorstellte, wenn das Verlangen so stark wurde, dass es ihm die Luft abschnürte.

Colby seufzte. »Wendi, Schatz, du hast ihr versprochen, dass du es nicht tun würdest. Und mir auch.«

Wut flackerte in Wendis Augen auf. »Ich weiß«, sagte sie, ohne den Blick von Adam zu lösen. »Aber ich kann ihm wenigstens sagen, dass Meredith die nächsten zwei Stunden nicht zurückkommt, weil sie Mallory zum Essen eingeladen hat und sie sich danach das Feuerwerk ansehen.«

Adams Panik ließ nach, und er holte Luft. Von dem Abendessen hatte er gewusst. Wendi hatte es vor ein paar Tagen erwähnt. Daher hatte er auch gewusst, dass sie nicht so schnell zurückkommen würde. Er hatte lediglich einen Zeitpuffer schaffen wollen, doch es sah so aus, als würde dieser nicht so groß werden wie erhofft.

»Gut, dann kümmere ich mich um die Außenbeleuchtung«, sagte er und wich einen Schritt zurück, doch Wendi trat gleichzeitig einen Schritt nach vorn. Er sah, wie ihr Tränen in die Augen schossen.

»Sie ist so traurig, Adam«, flüsterte sie. »Traurig und einsam, weil sie immer noch auf dich wartet. Wenn du sie nicht willst, dann lass sie gehen, damit sie mit jemand anderem glücklich werden kann.«

Mit einem Mal fühlte sich seine Brust an, als hätte jemand Beton hineingegossen – hart, schwer und unbeweglich. *Nein*. Er wollte das Wort aussprechen, doch sein Mund verweigerte seinen Dienst. *Nein*. Er konnte sie nicht gehen lassen. Sie durfte nicht mit einem anderen glücklich werden. *Sie gehört mir, verdammt noch mal, mir ganz allein*.

Luft. Er brauchte Luft. Er stieß den Atem aus, sog ihn wieder ein. Es fühlte sich an, als hätte er Scherben eingeatmet. Er

wirbelte herum und ging mit zitternden Knien zur Tür, so wie Diesel wenige Minuten zuvor. *O Gott, sind wir etwa dieselben Loser?*

Eisige Luft schlug ihm entgegen, kalt und trocken. Er sog ein weiteres Mal den Atem ein, beugte sich vor und versuchte, die Hände auf die Knie abgestützt, gegen den Brechreiz anzukämpfen.

Sie gehört mir, mir, mir. Das stete Mantra in seinem Kopf half ihm, seine Atmung wieder unter Kontrolle zu bekommen. Eine Panikattacke. Jetzt, da sie vorüber war, erkannte er die Symptome. Seit Monaten hatte ihn keine mehr heimgesucht.

Seit er das letzte Mal Meredith Fallons Haus hatte verlassen müssen.

Sie ist traurig und einsam.

Aber ich bin noch nicht bereit. Noch nicht gut genug für sie. Noch nicht.

Cincinnati, Ohio

Samstag, 19. Dezember, 16.00 Uhr

»Ich helfe dir«, sagte Meredith noch einmal. Sie spürte, wie der Junge zauderte, wartete mit angehaltenem Atem, bis sich seine um die Waffe gekrallten Finger lösten und sie polternd zu Boden fiel. Seine Schultern sackten herab, und ein Schluchzer drang aus seiner Kehle. Tränen liefen ihm übers Gesicht.

»Es tut mir leid, Lin.« Er fummelte am Reißverschluss seiner Jacke herum. »Er wird sie umbringen. Er wird sie umbringen.« Er sah auf, blickte Meredith wie ein gehetztes Tier an. »Weg hier. Laufen Sie, um Himmels willen, *laufen Sie!*«

In diesem Moment zerbarst die Glasscheibe. Und der Kopf des Jungen ... explodierte.

Wie erstarrt stand Meredith da, während die Gäste ringsum schrien. Tische wurden umgestoßen. Mallory, die sich bereits auf den Boden geworfen hatte, zerrte Meredith zu sich nach unten.

Ein weiterer Schuss ertönte, gefolgt von einem schrillen Schrei, während Meredith wie betäubt auf die Waffe in ihrer Hand starrte. Sie hatte nicht abgedrückt. Was war hier gerade passiert, zum Teufel?

Vor dem Café ertönte das Dröhnen eines Motors, gefolgt von quietschenden Reifen.

Ringsum herrschte Stimmengewirr. Einige Gäste wählten den Notruf. Am ganzen Leib zitternd, hielt sie die Waffe in der einen Hand und kramte mit der anderen in ihrer Handtasche, bis sie ihr Handy gefunden hatte. Sie wählte die Nummer, ohne sich zu fragen, weshalb es ausgerechnet diese war.

Mount Carmel, Ohio

Samstag, 19. Dezember, 16.03 Uhr

Noch immer vornübergebeugt, starrte Adam auf die Schneedecke im Vorgarten des Hauses, während er um Atem rang. Diese elenden Panikattacken! Er fragte sich, ob er seinen Sponsor bei den Anonymen Alkoholikern anrufen sollte, als sich ein riesiges, in Stahlkappenstiefeln steckendes Paar Füße in seinem Sichtfeld materialisierte. Er setzte eine neutrale Miene auf, hob den Kopf und blickte Diesel ins Gesicht.

Auch Diesel hatte seine Miene vollständig unter Kontrolle, was nicht weiter überraschend war. In der Hand hielt er eine Schachtel Kopierpapier, die aussah, als wäre sie mindestens zwanzig Jahre alt. »Alles klar?«, fragte er.

Adam nickte. »Was ist in dem Karton?«

»Da ist eine Menora drin.«

Adam rang sich ein Lächeln ab. »Daran habe ich gar nicht gedacht. Gibt es auch Jüdinnen unter den Mädchen?«

»Keine Ahnung. Aber wenn wir einen Baum haben, sollten wir auch eine Menora aufstellen. Diese hat meiner Mutter gehört. Ich wollte sie auf den Kaminsims stellen.«

Adams gezwungenes Lächeln schlug in ein aufrichtiges um.

»Das ist echt nett von dir, Diesel. Ich bin ...« Er deutete auf die Kartons mit den Lichterketten, die bereits unter einer der großen Eichen standen. »Ich soll hier draußen die Lichter aufhängen und könnte ein bisschen Hilfe gebrauchen.«

Diesel wirkte erleichtert. »Ich bringe nur kurz die Menora hinein und bin gleich wieder da.«

»Danke.« Er trat einen Schritt zur Seite, um Diesel durchzulassen, als Cyndi Laupers »True Colors« auf seinem Handy ertönte. Adam erstarrte.

Diesen Klingelton hatte er seit dem Tag, als er ihn installierte, nicht mehr gehört.

Er gehörte zu Meredith. Das Herz schlug ihm bis zum Hals, als er sein Telefon aus der Tasche zerzte. »Hallo?«, fragte er vorsichtig – Meredith würde ihn nur anrufen, wenn etwas sehr Schlimmes passiert war.

Und genau das schien der Fall zu sein. Er hörte Schreie im Hintergrund, laute Stimmen und Schluchzen. »Meredith?«, sagte er scharf, während seine Fantasie augenblicklich die schlimmsten Bilder heraufbeschwor. »Bist du das?«

Diesel starrte Adam an, ohne ein Wort zu sagen. Er wartete.

»Meredith?«, sagte Adam, während ihn neuerlich Panik erfasste. »Sag mir, dass du das bist.«

»Ja.« Ihre Stimme war dünn, spröde. »Ich ... Kannst du bitte herkommen? Ich brauche dich.«

»Ja. Ja, natürlich.« Er versuchte, ganz ruhig zu bleiben, gegen die Angst anzukämpfen, die ihm die Luft abzuschneiden drohte. Eine Hand legte sich um seinen Oberarm, drückte so

fest zu, dass es wehtat ... und holte ihn ins Hier und Jetzt zurück. Dankbar sah er auf, direkt in Diesels Gesicht, und deutete in Richtung Haus. »Hol bitte Colby«, sagte er. Diesel rannte sofort los. »Ich bin hier«, sagte er in den Hörer. »Sag mir, wo du bist, Süße.«

Ein halb unterdrückter Schluchzer drang durch die Leitung. »Im Buon Cibo.«

Stimmt ja, dachte er. Wendi hatte es vor ein paar Tagen erwähnt, als er das undichte Rohr in der Küche repariert hatte. Er kramte die Schlüssel aus der Tasche. In dem Moment kamen Colby, Wendi und Diesel aus dem Haus gelaufen, gefolgt von Stone, der nicht ganz mithalten konnte.

»Ich weiß, wo du bist.« Adam schob das schmiedeeiserne Tor auf und trat zu seinem Jeep. Die anderen folgten ihm. »Ich steige schon in den Wagen. Sag mir, dass es dir gut geht.«

Wendi war kreidebleich geworden und schlug sich die Hand auf den Mund. Colby legte ihr beschützend den Arm um die Schultern.

»Ich bin ...« Merediths Stimme war kaum hörbar. »Es geht mir gut. Mallory auch. Es gab eine Schießerei. Ein Mann ist tot. Aber ich habe nicht geschossen, ich schwöre, ich war's nicht.« Ihre Stimme brach.

Adam kniff die Augen zusammen und zwang sich zu atmen.

»Es geht ihr gut«, sagte er zu den anderen und stieg in seinen Jeep. »Mallory auch, aber offenbar gab es in dem Café, wo sie essen waren, eine Schießerei. Im Buon Cibo.«

»Wir fahren dir hinterher«, sagte Colby, packte Wendi, die bereits zu seinem Wagen laufen wollte, und schob sie in Richtung Haus. »Ohne Jacke kannst du nicht mitkommen, Wendi. Wir beeilen uns, versprochen.«

Colbys Stimme schien sie zu beruhigen. Sie ließ sich gegen seine Brust sinken und nickte schwach.

»Ruf an, wenn du uns brauchst!«, rief Diesel, als Adam mit heulendem Motor und quietschenden Reifen davonschoss.

Adam hob kurz die Hand, dann wandte er seine Aufmerksamkeit wieder Meredith zu. »Hast du die Polizei gerufen?«

»Alle haben es getan«, stieß sie atemlos hervor. »Die anderen Gäste.«

»Sehr gut«, sagte er beschwichtigend. »Wo genau bist du gerade, Schatz?«

»Im Café. Unter dem Tisch.« Ihr Atem ging schnell und flach. »Ich hatte meine Waffe gezogen, Adam. Aber ich habe ihn nicht erschossen.«

Adam runzelte die Stirn. Was sie sagte, war ziemlich verwirrend. Aber ... Moment mal! Meredith trug eine Waffe bei sich? Er hatte nicht mal gewusst, dass sie überhaupt eine besaß. »Natürlich nicht. Aber wer hat ihn dann erschossen?«

»Das weiß ich nicht.« Wieder drang ein Schluchzer durch die Leitung. »Er hat auf mich gezielt, aber ich habe es ihm ausgedrückt. Er hat sie runtergenommen. Und dann ...« Sie brach in Tränen aus. Frustriert krallte Adam die Hände ums Steuer.

Ich hätte bei ihr sein sollen. Zum x-ten Mal verfluchte er sich für seine Schwäche. *Wäre ich nicht so kaputt, wäre ich an ihrer Seite gewesen ... wo ich hingehöre. Ich wäre da gewesen, und es würde ihr gut gehen.*

»Und dann?«, fragte er sanft. »Sein Kopf ... er ist einfach explodiert.« Sie würgte ein wenig, dann holte sie tief Luft. »Ich bin ... o Gott. Ich bin voller ... Gott, Adam!«

»Verstehe«, sagte er. Die Hirnmasse eines toten Mannes klebte überall an ihr. Er preschte die gewundene Straße so schnell entlang, wie er nur konnte, und trat kräftig aufs Gas, sowie er den Highway erreichte. »Ich bin schon unterwegs, Meredith. Leg die Waffe einfach auf den Boden. Die Polizei kann später feststellen, dass du keinen Schuss abgegeben

hast, aber es ist besser, wenn sie dir die Waffe nicht erst abnehmen müssen. Hast du sie hingelegt?»

»Ja«, flüsterte sie.

»Sehr gut«, lobte er. »Wo ist Mallory?«

»Sie sitzt neben mir.«

»Unter dem Tisch?«

»Ja. Sie hat mich runtergezogen, nachdem der Kopf des ...«
Wieder brach ihre Stimme. »Er war noch ein halbes Kind, Adam.«

Mallory hatte schnell gehandelt, aber leider nicht schnell genug, um zu verhindern, dass das Gehirn des Jungen auf Meredith spritzte. »Geht es ihr gut?«

»Ich glaube, sie hat einen Schock. Die Fensterscheibe ist zerborsten.«

»Im Café?«

»Ja. Ich wusste nicht, dass ein zweiter Schuss fallen würde.«
Adam zwang sich, ruhig zu bleiben, tief durchzuatmen. »Was ist passiert?«

»Beim ersten Schuss ging die Scheibe zu Bruch, das Panoramafenster, an dem wir saßen. Der zweite ... hat einen Mann getroffen, einen Gast hinter mir. Er blutet.« Ihre Stimme war kaum mehr als ein ersticktes Flüstern. »Einer der Gäste leistet Erste Hilfe. Ich kann nicht. Meine Hände sind ...«

»Verstehe«, sagte er und lockerte die angespannten Muskeln an seinem Kiefer. »Es kann sein, dass sie die Masse an deinen Händen als Beweismittel sichern wollen, deshalb kannst du sie leider noch nicht waschen. Aber bald.«

»Ich weiß. Er hat gesagt, es tue ihm leid. Der Junge, meine ich. Er meinte, ich solle runtergehen, unter den Tisch, solle weglaufen. Und dann ...« Wieder versagte ihr die Stimme.

»Süße«, sagte er hilflos, doch dann zwang er sich, einen strengeren Ton in seine Stimme zu legen. »Meredith.«

»J-Ja?«

Sein Herz hämmerte. »Sind die Cops schon da?«
Ihr Schluchzen wurde ein wenig leiser, dann war sie wieder
am Apparat. »Ja, sie sind gerade gekommen.«
»Gut. Sehr gut. Wenn sie bei dir sind, gib ihnen dein Telefon.
Oder, noch besser, schalte es auf Lautsprecher. Ich will als
Erstes mit ihnen reden.«

3. Kapitel

Cincinnati, Ohio

Samstag, 19. Dezember, 16.04 Uhr

Dieser beschissene Dreckskerl! Er glitt hinters Steuer, schlug mit der einen Hand die Tür zu und knibbelte mit der anderen die Reste der abziehbaren Folie ab, mit der die Türen und das Nummernschild seines Geländewagens beklebt gewesen waren. Heute war er als Klempner unterwegs gewesen. Er fädelt sich in den dichten Verkehr ein und blickte ein letztes Mal in den Rückspiegel.

Vor dem Restaurant hatte sich bereits eine Traube Schaulustiger eingefunden, und hinter ihm fuhr ein Streifenwagen mit Blaulicht heran. Noch ein paar Minuten, dann wäre das gesamte Areal abgesperrt, vielleicht würde die Polizei sogar die Innenstadt abriegeln. Er schaffte es gerade noch rechtzeitig, wegzukommen.

Eigentlich hätte ein solches Chaos herrschen sollen, dass eine Flucht kein Problem darstellte. Meredith Fallon und ihre junge Begleiterin hätten beide tot sein sollen. Verdammte! Dies war die perfekte Gelegenheit gewesen, und jetzt war sie dahin. Den Auftrag, die beiden umzubringen, hatte er nicht einmal den beiden Männern übertragen, denen er sonst sein Leben anvertraute. Weil er von so immenser Bedeutung war.

Hier geht es um meine Existenzgrundlage. Um mein Leben, verdammt!

Er hatte gewartet, beobachtet und schließlich den perfekten Zeitpunkt und Ort ausgewählt ... nur um dann zusehen zu müssen, wie alles den Bach runterging. Ab sofort wären Fallon und das Mädchen auf der Hut. Die Cops würden sie

abschirmen, und er hatte keine Ahnung, wann sich ihm wieder eine Gelegenheit bieten würde.

Verdammt! Er hatte allen Ernstes gedacht, Andy würde es durchziehen, vor allem angesichts seiner bisherigen Lebensgeschichte. Schließlich hatte der Junge schon einmal für Linnea getötet.

Abgesehen davon, hatte er es so eingefädelt, dass für die Polizei nichts mehr zu ermitteln blieb. Die Bombe unter Andys Jacke hätte alles zerfetzen sollen. Wie immer hatte sein Onkel Mike gleich zwei von den Dingen gebastelt, wie immer hatte er die eine getestet, und sie hatte perfekt funktioniert – wie immer.

Er hatte keine Ahnung, weshalb die zweite Bombe nicht detoniert war. Aber er würde es bald erfahren. Seine Kontaktperson auf dem Revier würde ihm schon verraten, was die Spurensicherung herausgefunden hatte.

»Du hast ihn getötet.« Linnea saß stocksteif auf dem Rücksitz. Die Blutergüsse wirkten fast schwarz in ihrem gefährlich bleichen Gesicht.

»Er hat's vermasselt«, sagte er nur. »Er brauchte bloß einen Schuss abzugeben, sonst nichts.«

»Er ist kein Mörder.« Ihre Stimme klang tonlos. Wahrscheinlich stand sie unter Schock. Was nicht weiter schlimm war. Bald wäre auch sie tot. Sobald er die Stadt hinter sich gelassen hatte, würde er ihr eine Kugel in den Kopf jagen und ihre Leiche irgendwo liegen lassen, wo sie vor dem Frühling keiner finden würde.

»Doch, war er. Heute hat er vielleicht niemanden getötet, aber ein Mörder ist er trotzdem.«

»Damals war er doch viel jünger. Und er hatte Angst.« Ihre Stimme zitterte. Sie schien völlig erschüttert zu sein. »Das ist nicht dasselbe.«

»Es ist genau dasselbe, aber jetzt spielt es sowieso keine Rolle

mehr, oder? Schließlich ist er ja tot«, fügte er hinzu, wobei er die Grausamkeit seiner Worte in vollen Zügen auskostete. Sie schloss lediglich die Augen. Zwei Tränen lösten sich und liefen ihr über die Wangen. Sie sah genauso aus wie das, was sie war – eine kaputte Nutte, die endlich resigniert hatte. Trotzdem musste er vorsichtig sein, er durfte nicht riskieren, dass sie ihm das Gesicht zerkratzte oder sich zu einer anderen dämlichen Kurzschlusshandlung hinreißen ließ, die ihn zu Hause in Erklärungsnot brachte. Er fuhr nach Süden, in Richtung Fluss. Er würde sie loswerden und es trotzdem noch rechtzeitig zum Abendessen nach Hause schaffen.

Cincinnati, Ohio
Samstag, 19. Dezember, 16.20 Uhr

»Aus dem Weg, verdammt noch mal!«, knurrte Adam. Anfangs war er gut vorwärtsgekommen. Bis er die Innenstadt erreicht hatte. Offenbar war die ganze Stadt auf den Beinen, um sich das Feuerwerk anzusehen. Alles war hoffnungslos verstopft.

Kurz überlegte er, das Blaulicht einzuschalten, aber rein rechtlich war er nicht im Dienst, sondern lediglich in Bereitschaft, und Meredith ging es gut, zumindest körperlich. Die Bedrohung war unter Kontrolle, und die ersten Beamten waren bereits eingetroffen und sicherten den Tatort.

Rein körperlich war sie unversehrt. Aber an ihren Händen klebte die Hirnmasse eines jungen Mannes. Allein beim Gedanken daran drückte sein Fuß ganz automatisch das Gaspedal durch.

Scheiß drauf! Er streckte die Hand nach dem Blaulichtschalter aus. Scheiß auf die Folgen. Eine Verwarnung war das Schlimmste, was ihm blühen konnte, und selbst das war

reichlich unwahrscheinlich. In diesem Moment ertönte die Darth-Vader-Melodie, und er griff stattdessen nach seinem Handy.

»Hey, Loo.« Lieutenant Lynda Isenberg, seine Vorgesetzte, hatte stets eisern hinter ihm gestanden, auch in den schlimmsten Zeiten. Mit dem Klingelton wollte er sie bloß ein bisschen aufziehen. Die Liste der Menschen, denen er voll und ganz vertraute, war kurz, doch Isenberg stand ziemlich weit oben.

»Detective«, sagte sie knapp, was bedeutete, dass sie nicht allein war, denn im letzten Jahr war sie dazu übergegangen, ihn mit dem Vornamen anzusprechen. »Haben Sie schon von der Schießerei in der Innenstadt gehört?« Ihre Stimme klang leicht blechern, was ihm verriet, dass sie ihn auf laut gestellt hatte.

Vermutlich waren irgendwelche hohen Tiere bei ihr. Womit klar war, dass es sich nicht bloß um »irgendeinen schießwütigen Irren« handeln konnte. Andererseits war das Ganze, zumindest für ihn, ohnehin kein Routinefall, denn der Schütze hatte auf Meredith gezielt.

»Ich habe gehört, dass es im Buon-Cibo-Café zu einer Schießerei gekommen ist«, antwortete er.

»Das stimmt. Ich brauche Sie am Tatort«, sagte Isenberg. »Special Agent Triplett stößt dort zu Ihnen. Sie beide leiten die Ermittlungen.«

Das ist die Erlaubnis. Adam schaltete das Blaulicht an, woraufhin die Fahrzeuge eine Gasse bildeten, was bei diesem Verkehr nicht ganz einfach war.

Dass Jefferson Triplett sein Partner sein würde, war eine kleine Überraschung, wenngleich keineswegs eine unangenehme. Adam konnte Trip gut leiden. Er mochte zwar noch grün hinter den Ohren sein, legte sich jedoch mächtig ins Zeug und machte seine Sache gut.

»Ist Zimmerman auch da?«, fragte er und fuhr ein paar Meter weiter. Der leitende Special Agent des FBI-Büros von Cincinnati stellte Lieutenant Isenberg häufiger Personal für ihr Baby, die MCES, eine aus FBI- und CPD-Beamten gebildete Task Force, zur Verfügung.

»Ist er«, meldete sich Zimmerman zu Wort. »Hallo, Detective Kimble.«

»Sir«, erwiderte Adam höflich. »Wie ist die Lage? Wieso ist das FBI hier involviert?«

»Weil der potenzielle Schütze, der am Ende zum Opfer wurde, eine Bombe am Körper trug«, antwortete Isenberg. Adam sog scharf den Atem ein. *Heilige Scheiße*. Eine Bombe. In einem voll besetzten Restaurant, mitten an einer Straße voller Leute, die Weihnachtsgeschenke kaufen wollten. »Aber wie das? Und wo?«

»Das *Wie* sollen Sie herausfinden«, antwortete Isenberg. »Unter seinem Parka, um Ihre Frage nach dem *Wo* zu beantworten. Sekunden bevor er von jemandem von der Straße aus erschossen wurde, hat er den Reißverschluss aufgezogen. Der erste Beamte vor Ort hat die Sprengkörper gesehen.«

Adam rief sich ins Gedächtnis, was die völlig erschütterte Meredith gesagt hatte. *Er meinte, ich solle runtergehen, weglaufen*. Direkt bevor jemand dem jungen Mann den Kopf weggeschossen hatte. »Er wollte, dass Meredith weiß, was los ist. Er hat gesagt, sie soll weglaufen.«

»Dann wissen Sie mehr als wir«, bemerkte Isenberg trocken. »Deacon und Scarlett wollen sich wegen Befangenheit aus den Ermittlungen raushalten, weil sie zu eng mit Dr. Fallon befreundet sind, bieten aber ihre Unterstützung an. Sie sind der Nächste in der Reihe. Besteht bei Ihnen ebenfalls ein Interessenkonflikt?«

»Nein«, antwortete Adam, in der Hoffnung, dass ihm das Wort nicht zu schnell über die Lippen gekommen war. »Ich

bin nicht ... involviert.« Zumindest noch nicht. Und dabei würde es auch bleiben, wenn das bedeutete, dass er den Fall übernehmen durfte. Es gab niemanden, in dessen Hände er Merediths Sicherheit freiwillig legen würde. »Wurde das Restaurant evakuiert?«

»Ja, man hat die Gäste in ein Hotel auf der anderen Straßenseite gebracht.« Isenberg seufzte. »Leider sind einige von ihnen schwer traumatisiert. Es war ... ziemlich heftig. Aber bestimmt wissen Sie auch das bereits.«

»Ja, Meredith hat es mir gesagt«, erwiderte er wahrheitsgetreu. »So aufgelöst habe ich sie noch nie erlebt. Sie war beinahe hysterisch.«

»Und wieso hat sie ausgerechnet Sie angerufen, Detective?«, erkundigte sich Zimmerman milde.

Adam sah Zimmermans Gesicht förmlich vor sich – die sorgenvoll gerunzelte Stirn, weil er die Wahrheit natürlich längst kannte. »Das weiß ich nicht. Vermutlich, weil mein Name mit A beginnt und ich deshalb ganz oben in der Kontaktliste stand?«

Isenberg schnaubte nur, doch ihr Tonfall ließ keine Zweifel aufkommen. »Sie sind schneller raus, als Sie *Piep* sagen können, Adam, haben Sie mich verstanden? Sehen Sie zu, dass Sie tatsächlich nicht ... involviert werden.«

»Ja, Ma'am.« Auch ihr Gesicht konnte er sich lebhaft vorstellen – ohne die Spur eines Lächelns, umrahmt von grauem Haar, das sie ebenso kurz trug wie er selbst, und zu Schlitzten verengte Augen, denen nichts entging. »Ich bin gleich da. Sonst noch etwas?«

»Ja«, antwortete Zimmerman. »Agent Triplett übernimmt das Kommando für alles, was mit der Bombe zusammenhängt. Er verfügt über große Erfahrung mit Sprengsätzen.« Adam blinzelte. »Trip? Woher hat er denn Erfahrung mit Bomben?« Inzwischen hatte er den Tatort erreicht und stellte

seinen Jeep hinter den Einsatzfahrzeugen und Krankenwagen ab. Das Telefon zwischen Ohr und Schulter geklemmt, stieg er aus, ging um den Wagen herum zum Kofferraum und nahm seine kugelsichere Weste heraus, die er überzog. »Er war doch noch gar nicht beim Militär, oder? Er hat gerade mal das College hinter sich.«

»Sein Alter schmälert seine Erfahrung keineswegs. Lassen Sie sich da mal nicht täuschen«, gab Zimmerman zurück. »Er ist einer der besten Entschärfungsexperten, die ich je gesehen habe. Unser Team ist bereits mit Agent Triplett vor Ort. Sie wissen, dass Sie kommen.«

»Passen Sie gut auf sich auf, Adam«, sagte Isenberg leise. »Der Schütze vor dem Restaurant wollte möglichst viele Leute töten. Wir wissen nicht, wer die eigentliche Zielperson war und warum er sie im Visier hatte. Der junge Mann ist zwar vor Dr. Fallons Tisch stehen geblieben, aber sein Befehl hätte durchaus lauten können, willkürlich ein Opfer auszuwählen. Der Sprengstoffmenge nach zu schließen, die er bei sich trug, hätte er ohne Weiteres das ganze Café hochgehen lassen können.«

Adam nickte grimmig. »Diesmal hat es nicht geklappt, sprich, der Schütze versucht es vielleicht noch einmal. Alles klar. Ich melde mich, so schnell ich kann.« Er beendete das Telefonat und schloss die Weste, dann schnappte er seinen ballistischen Schutzhelm und die Sporttasche mit einem Jackett, einem Hemd und einer Krawatte, schob seine Dienstwaffe ins Holster und schloss den Kofferraum.

Er blickte zu dem Hotel auf der anderen Straßenseite hinüber. Meredith war wahrscheinlich dort. Hoffentlich hatte die Spurensicherung bereits alle Beweise an ihren Händen gesichert, damit sie sie hatte waschen können.

Und hoffentlich reichten Seife und Wasser aus, um sich wieder sauber zu fühlen.

Bei ihm funktionierte es nie. Das Blut von zu vielen Opfern

klebte an seinen Händen und ließ sich niemals entfernen, auch wenn er sie sich noch so häufig schrubbte. Dieses Gefühl wünschte er Meredith definitiv nicht.

Zwei Streifenpolizisten waren am Hoteleingang postiert, und er sah zwei weitere in der Lobby, als er an den Einsatzfahrzeugen vorbeitrabte, um sich auf die Suche nach Trip zu machen.

Meredith würde noch ein Weilchen warten müssen.

Anderson Township, Ohio
Samstag, 19. Dezember, 16.30 Uhr

Er wird mich umbringen, dachte Linnea Holmes. Für eine Frage war in ihren Gedanken kein Platz. Er hatte Andy getötet, als wäre er ... ein Nichts gewesen. Aber das stimmte nicht, Andy war kein Nichts gewesen, sondern ... alles.

Es tut mir so leid. Am liebsten würde sie die Worte gen Himmel schreien, doch sie tat es nicht. Weil der elende Dreckskerl, der Andy auf dem Gewissen hatte, glauben sollte, er hätte ihren Willen gebrochen. Er sollte glauben, dass sie sich nicht zur Wehr setzen würde. Doch sie würde sich wehren. Sie würde nicht zulassen, dass er sie tötete.

Durch ein Loch im Futter ihrer Jacke tastete sie nach dem Klappmesser im Saum. Andy hatte es ihr gegeben, damit sie sich verteidigen konnte. Sie wusste nicht, woher er es hatte – entweder beim Pokern gewonnen oder geklaut. Ihr war es völlig egal gewesen, aber ihm nicht. Diebstahl und Betrügereien waren ihm ein Gräuel gewesen.

Deshalb hatte er ihr auch den Kassenzettel für die Winterjacke gezeigt, die er bereits beim ersten Kälteeinbruch im November für sie gekauft hatte, lange bevor er sich selbst eine besorgt hatte.

Er hat immer zuerst an mich gedacht. Immer. Dass er mit dem Gedanken gestorben war, dass sie ihn so schmächtig verraten hatte ...

Leider entsprach es der Wahrheit. Weitgehend. Ja, sie hatte tatsächlich ihren Körper verkauft. Aber nicht so, wie er dachte. Sie war sich nicht sicher, ob sie es jemals über sich gebracht hätte, ihm die wahren Gründe zu enthüllen.

Tränen brannten in ihren Augen. *Und jetzt werde ich es niemals herausfinden.*

Sie schuldete Andy Gold so viel. *Ich werde ihn nie wieder im Stich lassen.* Sie drückte die Schultern durch. Sie würde ihn rächen. Das war ein Versprechen. An sich selbst. Und an Andy.

Endlich blieb der SUV stehen. Die letzten zwanzig Minuten waren sie in Richtung Osten gefahren, hatten die Stadt hinter sich gelassen. So weit war sie noch nie von der Stadt weg gewesen. Überall standen Bäume und wucherndes Gestrüpp, als hätte sich seit Jahren niemand mehr hierher verirrt.

Sie hielt den Kopf gesenkt, damit er glaubte, sie stünde immer noch unter Schock, während sie in Wahrheit die Strecke genau verfolgt hatte. Sie schloss die Finger fester um das Messer. Entweder ihr gelang die Flucht, oder aber sie würde beim Versuch zu fliehen sterben.

Schließlich hob sie den Kopf und riss in gespielter Überraschung die Augen auf. »Wo sind wir?«

Statt einer Antwort stieg er aus. Der Motor lief, und seine Tür stand offen, während er um den Wagen herumging und dabei eine Waffe aus dem Schulterholster zog.

Jetzt. Sie flüsterte ein Gebet, hoffte, dass Gott sie hören möge. Die Waffe in der Rechten, packte er sie mit der Linken am Kragen. *Um mich zu erschießen und hier liegen zu lassen.* *Vergiss es,* dachte sie und biss die Zähne aufeinander. *Nicht heute.*

Sie zog das Messer heraus, hielt es so, wie Andy es ihr beigebracht hatte, und ließ die Klinge herausspringen, die sie, wie versprochen, minutiös geschliffen hatte. *Als würde dein Leben davon abhängen*, hatte Andy ihr eingeschärft, ohne zu ahnen, wie recht er damit gehabt hatte.

Sie ließ die Hand vorschnellen und erwischte ihn am rechten Unterarm, während sie die Beine herausschwang und ihm das Knie in den Unterleib rammte. Er krümmte sich vor Schmerz. Gleichzeitig stieß sie ihren Kopf gegen den seinen, so fest, dass einen Moment lang die Sterne vor ihren Augen tanzten.

»Elende Schlampe«, knurrte er und schloss die Finger fester um ihren Kragen. Und um die Waffe. *Verdammt*. Der Schnitt war nicht tief genug gegangen. Er hatte die Pistole nicht fallen lassen. Lähmende Panik erfasste sie. Doch sie verdrängte sie.

Noch mal. Stich noch mal zu. Und noch mal. Bis er aufhört. Sonst bist du tot.

Wieder stieß sie zu, grub die Klinge tief in die Unterseite seines Arms. Mit einem Wutschrei ließ er von ihr ab und taumelte einen Schritt rückwärts. Ihr ganzer Körper schmerzte von den Schlägen von gestern Abend. Trotzdem trat sie ihn mit beiden Füßen von sich und gab der Tür des Geländewagens einen Stoß, die daraufhin mit voller Wucht gegen ihn knallte.

Ein Schuss ertönte, doch er hatte sie nicht getroffen. Ohne sich umzusehen, lief sie um den Wagen herum zur Fahrerseite. *Nicht umdrehen. Nicht nach hinten sehen. Lauf und dann fahr los*. Sie sprang hinein, legte den Gang ein und drückte das Gaspedal bis zum Anschlag durch, sodass der Wagen einen Satz nach vorn machte. Beide Türen standen immer noch sperrangelweit offen.

Für den Bruchteil einer Sekunde sah sie im Seitenspiegel, wie

er verzweifelt versuchte, die hintere Klappe zu erreichen, während die Reifen auf der schneebedeckten Straße durchdrehten. Schließlich fanden sie Halt, und der Geländewagen gewann schlingernd an Fahrt.

Sie sah, wie er auf die Knie fiel, die Waffe hob und zielte. Sie duckte sich. Schüsse hallten durch die Stille, so schnell, dass sie sie nicht zählen konnte. Eine Kugel traf die Rückscheibe. Sie zuckte zusammen, doch ... nichts. Kein zerberstendes Glas.

Kugelsicher. Die Scheiben waren kugelsicher. Und das wurde ihm jetzt zum Verhängnis.

Endlich war er mal im Nachteil.

Sie raste weiter, bis sie zum Ende des Weges gelangte, der zu ihrer Erleichterung in eine breitere Straße mündete. Abrupt riss sie das Steuer herum und bog auf den zweispurigen Highway ab, wobei die Zentrifugalkraft die Beifahrertür zuknallen ließ. *Gut.* Das war nicht geplant gewesen, aber umso besser.

Sie drückte das Gaspedal bis zum Bodenblech durch, worauf die Fahrertür ebenfalls weit genug zuschwang, sodass sie zu fassen bekam. Sie zog sie zu, ehe sie erneut aufs Gas stieg.

Wo bin ich? Sie befand sich östlich der Stadt, kannte aber niemanden hier draußen. Ein Handy hatte sie auch nicht bei sich. Ihr Blick fiel auf das Ladekabel in der USB-Buchse des Audiosystems. Es hing kein Telefon daran, daher trug er es vermutlich bei sich.

Was bedeutete, dass er wahrscheinlich bereits Hilfe rief. *Scheiße.* Sie musste den SUV so schnell wie möglich loswerden. Er hatte seine Leute, die alles für ihn tun würden. Linnea konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, wodurch er sich diese Loyalität verdient hatte, aber seine Handlanger befolgten sklavisch jeden seiner Befehle. Sie zuckte vor Schmerz zusammen. Am allerliebsten befolgten sie jene

Anweisungen, andere zu quälen, die kleiner und schwächer waren als sie, sprich, so ziemlich jeder.

Ihre Verletzungen waren ein klarer Beweis dafür, die innerlichen und die äußerlichen.

Es war nicht das erste Mal, dass er sie gezwungen hatte, einen seiner »Partner« bei Laune zu halten. Doch der Kerl von gestern Abend war besonders brutal gewesen. Er hatte verlangt, dass sie laut schrie. Was sie auch getan hatte. Er hatte darauf gezählt, dass Andy alles tun würde, damit die Schreie nur aufhörten. Was er eigentlich auch getan hatte. Aber nicht wirklich.

Sie hatte gewusst, dass Andy nicht zu einem Mord fähig war. Sie hatte seinen angespannten Kiefer gesehen, die Qual in seinen Augen. Andy hatte gewusst, dass er heute sterben würde, aber er hatte nicht zugelassen, dass jemand anderes dabei zu Schaden kam. So war er.

Der Schmerz saß tief. So war er gewesen. Gottverdammte noch mal! Er war tot. Für immer. Andy, der jedes Happy End verdient hätte, das man sich nur wünschen konnte. Aber jetzt würde er es niemals erleben.

Ihre Augen füllten sich mit Tränen, die sie verärgert wegwischte. Sie hatte nicht die Zeit zu trauern. Und sie verdiente die Trauer nicht. Nicht solange Andys Tod nicht gerächt war.

Du solltest die Polizei rufen. Ihnen sagen, was du weißt.

Sie schnaubte verbittert. *Als würden die ausgerechnet mir glauben. Einer Hure.*

Abgesehen davon, würden sie sie womöglich sogar festnehmen. Und sie würde nicht einmal eine Nacht im Knast überleben, denn auch dort hatte er Macht und Einfluss.

Für den Moment wussten lediglich er und seine Leute, dass sie in der Schießerei mit drinsteckte. Sie musste erst einmal untertauchen, sich verstecken. Und auf ihre Chance warten, ihn zu töten.

Dann würde sie zur Polizei gehen. Und sich ihrer Strafe stellen. Denn dann konnte Andy in Frieden ruhen. *Und ich auch.*

*Cincinnati, Ohio
Samstag, 19. Dezember, 16.30 Uhr*

»Nur noch ein kleines bisschen, Dr. Fallon.« Special Agent Quincy Taylors Hände waren ebenso sanft wie seine Stimme. Er kniete direkt vor ihr. »Es fehlen nur noch die Reste unter den Nägeln Ihrer rechten Hand. Die linke habe ich ja schon, und dann können Sie sich sofort die Hände waschen.« Meredith zuckte zusammen. Die Hände waschen? Das hörte sich an, als hätte sie im Garten gebuddelt oder die Schlafzimerwand gestrichen. Nach derlei Aktivitäten wusch man sich die Hände. Aber nicht nach dem, was sie gerade erlebt hatte.

Agent Taylor hatte den größten Teil der klebrigen Masse von ihren Händen entfernt, als er eingetroffen war, nur Minuten nach den ersten Beamten, und sie anschließend gebeten, zu warten, während er den Tatort sicherte.

Danach hatte man sie evakuiert – der reinste Albtraum. Zum Glück hatte Kendra Cullen in der Innenstadt Streifendienst. Mallory kannte Wendis Schwester und vertraute ihr, und es war eine Riesenerleichterung für Meredith, dass zumindest das Mädchen in guten Händen war.

Denn es lag immer noch eine Bombe im Buon Cibo. Der Junge war bis unter die Hutschnur verdrahtet gewesen und hätte sie alle in die Luft jagen sollen. Der Ausdruck auf seinem Gesicht, als er ihr zugerufen hatte, sie solle weglaufen ... Meredith brach es das Herz. Er hatte solche Angst gehabt. Trotzdem hatte er gewollt, dass sie flüchtete. Und dann ...

Der Schuss hallte in ihren Gedanken wider. Sie hörte es, spürte ...

Nein. Nicht. Nicht noch einmal. Sie schloss die Augen, schluckte und kämpfte gegen den Drang an, auf ihre Hände zu blicken. Zu würgen. Wieder. Schon beim ersten Mal war es grauenvoll gewesen.

Kaum hatte sie das Gespräch mit Adam beendet, war der Würgereiz übermächtig geworden. Sie war heilfroh gewesen, dass Adam das Spektakel nicht hatte mit ansehen müssen. Aber jetzt brauchte sie ihn an ihrer Seite.

Die Drehtür des Hotels zischte. Jemand war hereingekommen oder hinausgegangen. Wann immer sie das Geräusch hörte, blickte sie auf, in der Hoffnung, Adams Gesicht zu sehen. Es war ihr egal, ob er sie wollte oder nicht. Weshalb er so eisern Distanz wahrte. Und es war ihr auch egal, ob sie erbärmlich und hilfsbedürftig wirkte.

Sie *war* erbärmlich und hilfsbedürftig. Diesmal beschloss sie, die Augen nicht zu öffnen, weil er es bestimmt sowieso nicht war, doch ihre Augen wollten ihr nicht gehorchen.

Und dann schien mit einem Mal alles gut zu sein. *Er ist da. Er ist gekommen.* Wie er es versprochen hatte.

Adam trat durch die Tür und ließ den Blick durch die volle Lobby schweifen ... bis er sie entdeckte. Sein Körper spannte sich kurz an, dann sackten seine Schultern herab. Er nahm sie in Augenschein, von oben bis unten, dann bedeutete er ihr mit einer Geste, kurz zu warten.

Meredith wartete bereits seit Monaten auf Adam. »Was machen da ein paar Minuten länger schon aus?«, murmelte sie.

»Ich bin so weit«, verkündete Agent Taylor.

»Gott sei Dank.« Sie hob den Kopf und hielt erneut nach Adam Ausschau, der sich gerade mit Agent Triplett unterhielt. Beide Männer sahen zu ihr herüber, doch sie vermochte nicht zu sagen, was genau sie besprachen.

Agent Taylor sah kurz über die Schulter, dann richtete er den Blick wieder auf Meredith. »Die beiden leiten die Ermittlungen. Er muss zuerst den Tatort überprüfen. Deshalb ist er nicht gleich hergekommen.«

Meredith wurde rot. »Ah.« *Super*. Sie hörte sich an wie ihre Teenager-Patienten. Sie straffte die Schultern. »Ich habe keine Ahnung, was Sie meinen.«

Agent Taylors Grinsen bekam etwas Verschmitztes. Auf eine etwas verklemmte, nerdige Art war er wirklich süß. »Sie können gern Quincy zu mir sagen.« Er zog ein Päckchen Desinfektionstücher heraus. »Ich werde jetzt Ihre Hände säubern, damit sie *für was auch immer* einsatzfähig sind, wenn er herüberkommt.«

»Oder damit ich mich dahinter verstecken kann.« Sie versuchte, ein Stöhnen zu unterdrücken. »So offensichtlich kann es doch nicht sein, oder?«

Quincy stieß ein gespielt empörtes Schnauben aus. »Ich bin ein erfahrener Beobachter, Dr. Fallon. Ich habe einen Abschluss in Psychologie, Chemie und forensischer Anthropologie«, erklärte er, während er mit behutsamer Effizienz ihre Hände säuberte. »Außerdem bin ich darin ausgebildet, Täuschungsmanöver zu erkennen. Nicht dass ich das jetzt bräuchte«, fuhr er fort und grinste erneut. »Wenn Sie sich also nicht gleich verraten wollen, sollten Sie versuchen, daran zu arbeiten. Nur ein kleines bisschen.«

»Sie können unmöglich all diese Abschlüsse haben. Dafür sind Sie doch viel zu jung«, gab sie zurück, ohne seine letzte Bemerkung zu beachten.

Er zog die Brauen hoch, sodass sie über den Rand seiner schwarzen Hornbrille ragten. »Ich bin vierunddreißig.«

Zwei Jahre jünger als ich. Anscheinend fühle ich mich einfach älter. »Das ist wirklich unfair«, brummte sie, worauf er lachte.

»Als ich fünfundzwanzig war und wie siebzehn ausgesehen habe, hätte ich das vielleicht auch gesagt«, meinte er und nahm ihre sauberen Hände in Augenschein. »Sie haben keine Verletzungen. Das ist gut.« Er gab die schmutzigen Tücher in eine Beweismitteltüte, ehe er sich mit einer Mühelosigkeit erhob, um die Meredith ihn nur beneiden konnte – sie kam sich steinalt und steif vor. »Ich muss jetzt zurück an den Tatort.« Er reichte ihr seine Visitenkarte. »Melden Sie sich, wenn Sie etwas brauchen. Ernsthaft.«

»Aber ...« Sie packte ihn beim Ärmel. »Ist die Bombe denn entschärft?«

Quincy zeigte auf Agent Triplett, dann tätschelte er ihr die Hand. »Da Sie diesen Riesenkerl dort drüben sehen, dürfte die Bombe bereits entschärft und schon auf dem Weg ins Labor sein. Er ist der Bombenexperte.«

Meredith zwang sich, ihre Finger zu lösen, während sie den Riesen neben Adam betrachtete. Jeff Triplett war vor Kurzem Teil ihres Freundeskreises geworden. Er war ein netter Kerl – witzig, klug und ein ausgezeichnete Tänzer. Hier jedoch, bei der Arbeit, sah sie einen engagierten Polizisten von eindrucksvoller Größe – er überragte selbst Adam mit seinen knapp einen Meter neunzig – mit vor seiner breiten Brust verschränkten Armen und einer dunkelbraunen Glatze, die im gleißenden Licht der Hotelbeleuchtung schimmerte.

»Interessant«, sagte sie. »Eigentlich würde man glauben, seine Hände wären viel zu groß für all die winzigen Drähte.«

»Irrtum«, gab Quincy zurück.

»Okay, aber jung ist er definitiv.«

Quincy lächelte sie an. »Ekelerregend jung«, meinte er, während sein Lächeln verblasste. »Aber ich freue mich für ihn, weil er nicht so verhärtet und abgestumpft wie wir anderen ist. Zumindest noch nicht.«

Meredith musterte ihn mit zusammengekniffenen Augen. Die Verletzlichkeit in seinem Tonfall ließ sämtliche Alarmglocken schrillen. »Alles in Ordnung, Quincy?«

Im ersten Moment schien er ein wenig erschrocken zu sein, nickte aber. »Ich habe fast vergessen, dass Sie ja Psychologin sind. Wie auch immer. Ich denke, mir geht es so gut wie den anderen auch.« Er zuckte mit den Achseln. »Wir haben eben alle zu viel gesehen, zu viele Albträume gehabt. Und heute ist noch einer dazugekommen. Sie wissen ja, wie das ist.«

»Ich mache mir wirklich Sorgen um Sie alle«, meinte Meredith, während sie an die Höllenqualen zurückdachte, die Adam vor knapp einem Jahr durchlebt hatte, als er ihren Trost gesucht hatte. Und dann hatte er vor vier Monaten wieder an ihrem Küchentisch gesessen und gemalt – ein ganzer Buntstift war für ein einziges Bild draufgegangen, in Rot. So viele der Polizisten, die sie kannte, litten an einer posttraumatischen Belastungsstörung, aber nur wenige von ihnen gestatteten sich, die Hilfe zu suchen, die sie so dringend benötigten. »Ich würde gern ...«

»Ich muss los«, unterbrach Quincy und machte sich mit einem letzten, verkniffenen Lächeln auf den Weg.

Meredith sah ihm hinterher. Erst als sie einen warmen Luftzug an ihrem Ellbogen spürte, wurde ihr bewusst, dass sie sich aufgerappelt hatte und mit in die Hüften gestemmen Händen dastand. Sie sah nach links, in Richtung Tür, dann blickte sie hoch und schnappte unwillkürlich nach Luft. »Adam.« Ihr Herz begann zu hämmern. Adam Kimble war der attraktivste Mann, den sie je gesehen hatte. »Hi.«

Doch es war, als hätte er sie nicht gehört. Er starrte sie mit finsterner Miene an. »Was hat er mit dir gemacht?«

Meredith blinzelte verblüfft. »Was meinst du?« Sie folgte seinem Blick und sah Quincy vor dem Hotel in seine FBI-Jacke schlüpfen. »Redest du von Quincy?«

Adam zog die Brauen hoch. »Quincy?«, wiederholte er sarkastisch.

Sie biss verärgert die Zähne zusammen. *Du liebe Zeit!* War er wütend? *Vermutlich.* Eifersüchtig? *Unwahrscheinlich.* Trotzdem hatte seine Haltung etwas ziemlich Machohaftes, wenn sie richtiglag. Was wohl der Fall war. Sie hatte so etwas in der Vergangenheit bereits oft gesehen. »Agent Taylor?«, fragte sie zuckersüß. »Dein netter Kollege?«

Adam presste die Lippen aufeinander, und selbst das war unglaublich sexy, wie sie zähneknirschend zugeben musste. »Er hat dich angefasst«, knurrte er.

Sie spürte Wut in sich aufsteigen. »Ja, er hat *Gehirnmasse* von meinen *Händen* gewischt und gefragt, ob es mir gut geht, weil ich völlig von der Rolle war. Er hat sich tadellos benommen, und was auch immer dein Problem sein mag, hör auf damit.«

Er schluckte. »Tut mir leid«, murmelte er leise ... und mit einer Intimität, die ihr einen Schauer über den Rücken jagte. »Ich war halb verrückt vor Sorge um dich, muss aber unbedingt Professionalität wahren, sonst zieht Isenberg mich von dem Fall ab. Es tut mir wirklich leid«, wiederholte er. »Ist alles in Ordnung mit dir? Das hätte ich dich natürlich als Erstes fragen sollen.«

Ihr lag auf der Zunge, dass alles okay war, doch als sie ihm ins Gesicht sah, wollte ihr die Lüge nicht über die Lippen kommen. »Nein.« Ihre Stimme brach. »Gar nichts ist in Ordnung«, flüsterte sie. »Ich habe einen Jungen sterben sehen, und es geht mir überhaupt nicht gut.«

4. Kapitel

Cincinnati, Ohio

Samstag, 19. Dezember, 16.45 Uhr

Adam sehnte sich danach, sie zu berühren. Er wollte sie an sich ziehen und sie in seinen Armen halten, bis das Zittern nachließ. Sie war bleich, Reste von Hirnmasse klebten in ihrem Haar. Wahrscheinlich hatte sie es nicht mitbekommen, sonst hätte sie bestimmt längst versucht, es auszuwaschen.

Er nahm sie beim Ellbogen und drückte sie auf einen der Klappstühle, die das Hotel inzwischen bereitgestellt hatte, dann ging er vor ihr in die Hocke und streifte einen der Latexhandschuhe ab. Zum Teufel mit Isenberg und ihren warnenden Worten. Merediths schmale Hand war eiskalt, und der Geruch nach Desinfektionsmittel stieg ihm in die Nase. Er sah sie an.

»Erzähl mir, was passiert ist, Meredith.«

Ein Schauer überlief sie. »Mallory und ich hatten uns gerade hingesetzt, als er plötzlich ... dastand. Und mich anstarrte.« Sie schloss die Augen und spürte, wie ihr sämtliche Farbe aus dem Gesicht wich.

Wieder drückte er ihre Hand. »Meredith«, befahl er scharf. »Mach die Augen auf. Gut«, fügte er eine Spur sanfter hinzu, als sie gehorchte.

»Du hast Glitzer im Haar«, bemerkte sie leise.

Na prima. »Das ist von dem selbst gebastelten Stern, der auf die Spitze des Weihnachtsbaums im Mariposa House sollte.« Sie blinzelte kurz, runzelte die Stirn. »Ihr habt den Baum aufgestellt?«

»Ja, Diesel und ich.« Er machte Anstalten, ihre Hand loszulassen, doch sie schloss die Finger um die seinen.

»Nicht«, flüsterte sie. »Ich will noch eine Weile deine Hand halten.«

»Ich tue alles, was du willst«, erwiderte er leise.

Sie stieß ein Schnauben aus, und ein Anflug von Bitterkeit flackerte in ihren Zügen auf, so flüchtig, dass es ihm entgangen wäre, hätte er sie nicht in dieser Sekunde angesehen. Sie öffnete den Mund, besann sich jedoch eines Besseren und schüttelte kaum merklich den Kopf. »Gut. In Ordnung. Es ist okay. Ich bin okay.« Sie wollte ihm ihre Hand entziehen, doch diesmal war er derjenige, der nicht losließ.

Er musterte sie stirnrunzelnd. »Nein, es ist nicht okay. Was wolltest du gerade sagen? Nein, sag es mir«, beharrte er, als sie den Blick abwandte. »Sieh mich an, Meredith.«

Sie gehorchte. Die Qual in ihren Augen war schrecklich anzusehen, doch er unterdrückte den Impuls, zurückzuweichen. Er durfte sich nicht der Verantwortung entziehen.

Sie ist so traurig, hatte Wendi gesagt. *Wenn du sie nicht willst, dann lass sie gehen.*

Ich bin schuld, dachte er. *Schuld an dem Schmerz in ihren Augen.* Er fühlte sich hundeehend, wahrscheinlich genauso elend wie sie. Er hatte ihr nicht wehtun wollen, aber genau das war geschehen.

»Du tust alles, was ich will?«, wiederholte sie leise. »Klar. Du kannst mir nicht geben, was ich brauche. Oder willst es nicht, keine Ahnung. Aber eigentlich spielt es keine Rolle. Zumindest im Moment nicht.« Wieder versuchte sie, ihm ihre Hand zu entziehen, doch auch jetzt wollte er sie nicht loslassen. »Bitte, Adam«, flüsterte sie heiser. »Es geht nicht. Ich kann mir nicht erlauben, jetzt zusammenzubrechen. Nicht vor all den Leuten. Ich hätte dich nicht bitten dürfen herzukommen. Es war nicht fair, keinem von uns gegenüber, und ... du musst deine Arbeit machen. Also, lass einfach los.«

»Ich kann nicht«, flüsterte er. »Zwing mich nicht. Noch nicht. Bitte.«

Tränen brannten in ihren Augen. Sie wandte den Kopf ab und blinzelte dagegen an. »Gut«, hauchte sie mit einem mühsam unterdrückten Seufzer, doch ihre Hand erschlaffte. Adam wusste, dass sie sie ihm entziehen würde, sobald er seinen Griff auch nur minimal löste. Gefühlsmäßig hatte sie sich längst zurückgezogen.

Sie räusperte sich, drückte die Schultern durch und setzte jene gelassene Miene auf, von der alle rings um sie herum glaubten, sie spiegle ihren natürlichen inneren Frieden wider. *Zen*.

Doch Adam kannte sie besser. Er wusste, wie sie aussah, wenn sie die Kontrolle aufgab. Sich fallen ließ. Seinen Namen rief. Er atmete tief durch.

Jetzt war nicht der richtige Zeitpunkt, darüber nachzudenken. »Später«, murmelte er. »Wir reden später darüber. Versprochen. Jetzt muss ich zuerst einmal deine Aussage aufnehmen. Du sagtest, er sei aus heiterem Himmel aufgetaucht, hätte auf einmal neben eurem Tisch gestanden und dich angestarrt.«

Sie nickte. Inzwischen wirkte sie geradezu stoisch. »Mein erster Impuls war wegzulaufen. Reiner Instinkt, vermute ich. Ich hatte meine Waffe in der Jackentasche und das Holster schon offen.«

Ihre Waffe war als Beweismittel sichergestellt worden. »Trägst du immer eine bei dir?«, fragte er.

Wieder nickte sie. »Schon seit ein paar Jahren. Ich wurde von Eltern bedroht, nachdem ihre Kinder den Missbrauch an ihnen preisgegeben haben. Einige wurden ziemlich rabiat.«

Adam hatte Mühe, seine Wut niederzukämpfen. *Nicht jetzt*.

»Ich brauche ihre Namen. Alle.«

Ihr Kiefer spannte sich kaum merklich an. »Ich kann dir die

Namen der Leute geben, die mich explizit bedroht haben, aber sie sind ohnehin bekannt, weil ich Anzeige gegen sie erstattet habe.«

Er runzelte die Stirn. »Explizit? Und was ist mit den nicht expliziten Drohungen?«

Sie zuckte mit einer Achsel. »Es gibt keine.«

Er kniff die Augen zusammen. »Gibt es sie nicht, oder willst du mir bloß nicht die Namen verraten?«

»Rein rechtlich gesehen Ersteres, aus pragmatischen Gründen Letzteres.«

Er schloss die Augen und musste neuerlich gegen seine Verärgerung ankämpfen. »Wieso nicht?«, fragte er, als er sicher war, dass sein Tonfall nicht allzu scharf ausfiel.

»Wenn ich die Namen der Eltern preisgebe, lege ich automatisch die Namen meiner minderjährigen Patienten offen. Das geht nicht. Nicht, wenn sie weder ihrem Kind noch mir gegenüber eine eindeutige Drohung ausgesprochen haben.« Ihre Stimme war ruhig, beinahe freundlich. Er malte sich aus, wie sie in diesem Tonfall mit ihren Schützlingen sprach. Trotzdem ärgerte es ihn.

»Dennoch trägst du eine Waffe bei dir«, gab er in bemüht professionellem Tonfall zurück.

Wieder zuckte sie angedeutet mit den Achseln. »Ich bin eben vorsichtig, Detective.«

Detective. *Scheiße*. »Hat dir jemand Grund zur Annahme gegeben, dass du eine Waffe bräuchtest, selbst wenn es bloß im Rahmen einer nicht expliziten Drohung ist?«

»Ja.«

Seine Wut brach sich Bahn. »Verdammt, Meredith. Jemand hat um ein Haar ein Restaurant mitten in der Stadt in die Luft gejagt. Hast du eine Ahnung, wie viele Leute hätten umkommen können?«

Sie reckte das Kinn vor. »Ich bin mir dessen durchaus bewusst

und werde alles in meiner Macht Stehende tun, um zu kooperieren.«

»Aber du willst mir nicht sagen, vor wem genau du Angst hast. Herrgott noch mal, Meredith!«

Sie schluckte. »Ich werde auf keinen Fall gegen die ärztliche Schweigepflicht verstoßen. Wir reden hier von Kindern, traumatisierten Kindern. Jene Kinder, die vom Gericht zur Therapie zu mir überwiesen wurden, sind aktenkundig. Und jeden, der etwas à la ›Dafür wirst du bezahlen, Miststück‹ gesagt hat, habe ich hochoffiziell angezeigt. Aber ich kann leider die Namen derjenigen nicht nennen, die rein zufällig jeden Morgen um fünf mit mir auf der Aschenbahn der Highschool joggen, samstagsmorgens im Kroger-Supermarkt um die Ecke ihr Obst und Gemüse einkaufen oder mich seit drei Wochen jeden Sonntag nach der Messe in St. Germaine's anstarren.«

»Und sie sind der Grund, weshalb du eine Waffe trägst?«

Sie nickte mit zusammengepressten Lippen. »Jedenfalls habe ich mein Holster geöffnet. Er hat die Waffe gezogen, aber ich habe versucht, es ihm auszureden. Seine Hand hat gezittert.« Er würde ihr die Namen später entlocken. Im Augenblick war sie viel zu erschüttert, zu fragil dafür. »Der erste Beamte vor Ort meinte, die anderen Gäste hätten mitbekommen, dass der junge Mann Selbstgespräche führte.«

»Das glaube ich nicht«, widersprach sie. »Ich bin mir nicht sicher, ob es jetzt überhaupt noch möglich ist, aber vielleicht solltet ihr überprüfen, ob er ein Mikro im Ohr hatte. Ich glaube eher, jemand hat ihm Anweisungen erteilt. Ganz bestimmt. Er hat pausenlos gesagt, es tue ihm leid. Und etwas von ›Er wird sie umbringen‹.« Sie merkte auf. »Vielleicht hat ihn ja jemand mit dem Handy gefilmt.«

Daran hatte er auch schon gedacht. »Sobald ich mit dir fertig bin, befrage ich die anderen Zeugen.« Obwohl, fertig mit

Meredith? Dazu würde es niemals kommen. Nicht solange er lebte. »Und dann?«

»Und dann habe ich meine Waffe gezogen. Wir haben einander gegenübergestanden und gewartet, eine gefühlte Ewigkeit lang, aber in Wahrheit war es vermutlich gerade mal eine Minute, vielleicht sogar kürzer. Am Ende hat er die Waffe heruntergenommen und gesagt, ich solle laufen. Zusehen, dass ich rauskomme. Er hat den Reißverschluss seiner Jacke heruntergezogen, aber dann ...« Sie schluckte hörbar. »Der Schuss kam von draußen. Das Fenster ist zerborsten, und sein Kopf ... na ja, den Rest kennst du ja.« Sie blickte auf ihre Hände. »Ich war wie in einer Art Schockzustand. Ich habe nur auf meine Pistole gestarrt und gedacht, ich hätte sie abgefeuert, aber gleichzeitig hatte ich keine Ahnung, wie das passiert sein sollte. In diesem Moment war ich gar nicht in der Lage, einen Zusammenhang zwischen dem zerborstenen Fenster und allem anderen herzustellen.« Ein Lächeln umspielte ihre Mundwinkel. »Mallory aber schon. Sie hat mich gerade noch rechtzeitig unter den Tisch gezogen. Die nächste Kugel hat den Mann hinter mir getroffen. Aber er wird wieder gesund«, fügte sie hinzu. »Der Notarzt konnte die Blutung stoppen.«

»Und dann?«, hakte er behutsam nach.

»Dann habe ich quietschende Reifen gehört«, fuhr sie mit einem erschöpften Seufzer fort. »Und dann habe ich dich angerufen.«

»Worüber ich heilfroh bin.« Er drückte ihre schlaffe Hand ein klein wenig. »Verdammt froh, Meredith.«

Wieder zeichnete sich Bitterkeit auf ihren Zügen ab. »Zumindest konntest du dadurch schneller herkommen. Agent Taylor hat gesagt, du würdest die Ermittlungen gemeinsam mit Agent Triplett leiten.« Sie blickte vielsagend auf ihre ineinander verschlungenen Finger. »Ich nehme an, Ihre Vorgesetzte

wäre nicht gerade begeistert, wenn sie wüsste, dass Sie mit einer Zeugin Händchen halten, Detective Kimble.«

Ihr Sarkasmus ließ ihm das Herz bluten. »Es tut mir leid, Meredith, ich muss dir einiges erklären.«

Sie schüttelte traurig den Kopf. »Du schuldest mir keine Erklärung. Ich will Dinge, die ... du eindeutig nicht willst. Aber ich bin eine erwachsene Frau und kann damit umgehen.« Sie setzte ein Lächeln auf und entzog ihm ihre Hand. Diesmal ließ er los.

Er musste ihr alles sagen, nicht zuletzt, weil er sie unter keinen Umständen verletzen wollte. Er hätte nie gedacht, dass sie so sehr leiden könnte. *Wegen mir. Ich bin es doch gar nicht wert.* Und das war die Untertreibung des Jahrtausends.

»Wir müssen reden«, beharrte er so leise, dass die anderen ihn nicht hören konnten. »Genauer gesagt, ich. Ich muss dir alles erklären.«

Sie straffte die Schultern. »Bin ich hier fertig? Ich muss dringend zu Mallory. Und ich will endlich nach Hause.« Wieder brach ihre Stimme. »Ich wäre wirklich dankbar, wenn ich jetzt gehen dürfte.«

Nein. Geh nicht. Bitte, geh nicht. Doch er verkniff sich die Worte, verdrängte die aufkeimenden Gefühle, um in der Lage zu sein, sich voll und ganz auf den Fall zu konzentrieren. »Wo war Mallory die ganze Zeit?«

Sie blickte ihn überrascht an. »Neben mir.«

»Auf dem Stuhl? Du sagtest, sie hätte dich nach dem ersten Schuss zu Boden gezogen.«

Meredith runzelte die Stirn. »Ich habe zu ihr gesagt, sie soll unter den Tisch gehen. Nachdem er auf uns gezielt hatte.«

»Und was hat er dann getan?«

»Er hat mich angeschrien. Und dass sich keiner vom Fleck rühren soll.« Sie legte den Kopf schief. »An den genauen Wortlaut erinnere ich mich nicht mehr.«

»Als er Selbstgespräche geführt hat ... oder mit jemand anderem geredet hat, falls das der Fall gewesen sein sollte?«

Sie runzelte die Stirn. »Nachdem er die Waffe gezogen hat. Bevor ich Mallory zugerufen habe, in Deckung zu gehen. Zumindest glaube ich das. Das hat ihn für einen Moment abgelenkt. Er hat die Waffe auf sie gerichtet und dann wieder auf mich. In dem Moment habe ich meine eigene Waffe gezogen. Ich glaube, Mallory war zu dem Zeitpunkt schon unter dem Tisch.« Sie presste sich die Fingerspitzen gegen die Schläfen. »Es tut mir leid, aber ich erinnere mich nicht mehr genau.«

»Verstehe.«

Sie faltete die Hände im Schoß. »Wann bekomme ich meine Waffe zurück?«

»Das weiß ich nicht. Im Augenblick ist sie ein Beweismittel, daher wird es in absehbarer Zeit wohl nicht möglich sein. Heute jedenfalls nicht.«

»Schon gut. Ich habe noch eine zweite. Kann ich jetzt gehen?«

»Ja. Ich ...« Er erhob sich ebenfalls. »Darf ich dich anrufen? Heute Abend? Bitte«, fügte er hinzu, als sie schwieg. Er senkte die Stimme. »Bitte«, flüsterte er eindringlich.

Sie ließ die Schultern sacken. »Na gut. Ich ...«, krächzte sie. »Ich tue alles, was du willst.«

Sie wandte sich ab und ging davon, während er zurückblieb und gegen den Drang ankämpfte, ihr zu folgen. Er stieß einen tiefen Seufzer aus und schickte seinem Sponsor bei den Anonymen Alkoholikern eine SMS. *Bist du heute Abend zu Hause?*

Sekunden später kam die Antwort. *Klar. Was liegt an?*

Meredith Fallon. Das lag an. Aber das würde er natürlich nicht schreiben. John hatte ihm davon abgeraten, sich mit ihr zu treffen. Zumindest nicht, bevor das Jahr zu Ende war. Aber wenn sie ihn zurückwies, nachdem er ihr alles erklärt

hatte, würde er den Zuspruch seines Sponsors dringend brauchen. *Ganz übler Fall*, schrieb er zurück. *Muss vielleicht reden.*

Ich bin hier. Ruf an, egal, wie spät es ist.

John Kasper war ein hochanständiger Mann. Ein ehemaliger Cop, der nur allzu genau wusste, welche Belastungen die Arbeit mit sich brachte. *Danke*, schrieb Adam und schickte die Nachricht ab, ehe er zu Trip zurückkehrte, der ihn beobachtet hatte. »Geht es ihr gut?«, fragte er.

»Nein.« Meredith Fallon ging es nicht gut. Aus einer Vielzahl von Gründen.

Trip zog die Brauen hoch und legte den Kopf schief. »Und Ihnen?«

Adam zwang sich, ihm zu antworten. »Ich bin okay. Wie ist der Status zur Bombe?«

»Sie ist schon unterwegs ins Labor. Ich bin zu neunundneunzig Prozent sicher, dass sie entschärft ist, aber das Team hat trotzdem sämtliche Sicherheitsvorkehrungen getroffen, nur für alle Fälle.«

»Wie haben Sie sie entschärft?«, hakte Adam nach.

»Nicht ich, sondern eher das Opfer, denke ich«, antwortete Trip.

*Anderson Township, Ohio
Samstag, 19. Dezember, 16.50 Uhr*

Endlich. Zivilisation. Linnea bog auf den Parkplatz eines Fischrestaurants namens Clyde's ein und sah sich suchend um. Dass sie seine Handlanger nirgendwo entdecken konnte, machte die Sache nicht besser. Wahrscheinlich hielten sie sich tunlichst bedeckt. Sie ging davon aus, dass der SUV mit einem Peilsender versehen war und er ihr seine Männer

bereits auf den Hals gehetzt hatte, doch den Wagen am Straßenrand stehen zu lassen und zu Fuß weiterzugehen, wäre auch keine ideale Lösung gewesen. Sie war viel zu schwer verletzt. Nun, da sie die Pampa hinter sich gelassen hatte, standen ihre Chancen deutlich besser. Sie könnte für eine Weile untertauchen, vielleicht irgendwohin trampeln.

Aber wohin? Diese Entscheidung hatte sie noch nicht getroffen. Jedenfalls nicht zu weit weg. Sie musste in der Nähe bleiben, um ihn töten zu können.

Sie zog die Kapuze ihrer Jacke hoch und stieg vorsichtig aus, als ihr Blick auf den Blutfleck auf dem Sitz fiel. *Na toll!* Es war durch den Stoff ihrer Jeans gegangen. Keine sonderliche Überraschung. Die Blutungen hatten immer wieder eingesetzt, nachdem sein oberster Helfershelfer mit ihr fertig gewesen war. Vor ihrem geistigen Auge zogen die Ereignisse noch einmal an ihr vorüber, sie hörte ihre Schreie, das Gelächter – seines und das seines Handlangers.

Er hatte zugesehen. Weil es ihn antörnte.

Hör auf. Sie zwang sich, die Erinnerung in eine virtuelle Schachtel zu legen und sie im hintersten Winkel ihres Bewusstseins zu verstauen, gemeinsam mit all den anderen Erinnerungen, die sie nicht aus ihrem Gedächtnis löschen konnte.

Du musst ins Krankenhaus, bevor du verblutest. Was durchaus passieren konnte. Es war schon einmal ziemlich knapp gewesen.

Aber auch das konnte sie vergessen, denn selbst im Krankenhaus hatte er seine Beziehungen. Sie war zwar nicht sicher, in welchem genau, oder ob seine Leute überall postiert waren, aber fest stand, dass sie das Risiko nicht eingehen konnte.

Allerdings gab es eine Klinik, die der städtischen Notunterkunft angeschlossen war. Dort war sie schon einmal nach einem brutalen Übergriff gewesen. Die Ärztin war sehr nett

gewesen und hatte Linnea gefragt, ob sie mit der Polizei reden wolle, hatte sie jedoch nicht weiter bedrängt, als Linnea abgelehnt hatte. Stattdessen hatte sie sie notdürftig zusammengeflickt, ihr ein Schmerzmittel gegeben, das nicht müde machte, und ihr nahegelegt, sich auf sexuell übertragbare Krankheiten, darunter HIV, untersuchen zu lassen.

Die Ärztin mit den merkwürdigen Augen hatte mit keiner Wimper gezuckt, als Linnea wenig später wegen der Testergebnisse zurückgekommen war. Sie hatte kein Mitleid gezeigt, aber auch keinen Ekel oder Ablehnung. Sondern lediglich Empathie und Verständnis.

Das war vor sechs Monaten gewesen. Linnea hoffte, dass das Antibiotikum geholfen hatte, den Tripper zu bekämpfen, denn sie hatte den Termin für die zweite Spritze sausen lassen, ebenso wie die Nachuntersuchung nach drei Monaten, die ihr die Ärztin empfohlen hatte.

Was machte es schon aus? Die andere Diagnose war ein Todesurteil gewesen, obwohl die Ärztin gemeint hatte, das sei heutzutage längst nicht mehr so. Aber Linnea hatte leider kein Geld für Medikamente. Oder für sonst etwas.

Sie war im schlimmsten Albtraum gefangen gewesen, gezwungen, seine »Partner« zu »unterhalten«, wieder und wieder und wieder. Die anderen Mädchen bekamen Geld dafür, aber Linnea nicht, weil er sie in der Hand hatte. Er wusste Dinge über sie, die er benutzen konnte, um sie zum Gehorsam zu zwingen. Einige seiner Partner benutzten Kondome, anderen blühte dasselbe Schicksal wie ihr. Was in gewisser Weise befriedigend war. Obwohl sie zugegebenermaßen mit Sorge an die Ehefrauen dachte, zu denen die Kerle zurückkehrten. Sie verdienten es nicht, ebenfalls angesteckt zu werden, andererseits waren ihr die Hände gebunden. Dass er herausgefunden hatte, dass sie HIV-positiv war, hatte ihr Schicksal besiegelt. Damit war sie ihm endgültig ausgeliefert

gewesen. Er hatte keinen Grund mehr gehabt, sie am Leben zu lassen, und sobald sie verschwunden gewesen wäre, hätte er sich Andy vorgeknöpft.

Sie hätte alles getan, um Andy Gold zu beschützen, aber dafür bestand jetzt kein Anlass mehr.

Zumindest wusste sie, dass sie denjenigen warnen musste, der heute in der Klinik Dienst hatte. Denn genau dort würde sie hingehen. Und sich zusammenflicken lassen. Wieder einmal. Und sie würde lange genug am Leben bleiben, um den Mann zu töten, der ihr das angetan hatte.

Den Mann, der Andy getötet hatte, als wäre er ein Nichts.

Alles, was sie brauchte, war ein bisschen Bargeld. Genug, um in die Stadt zu gelangen. Sie blickte sich um und entdeckte erleichtert eine Bushaltestelle ein Stück die Straße hinunter. An der Zufahrt zum Highway gab es auch ein Hotel, nicht gerade ein Luxustempel, aber zumindest würde sie von dort aus ein Taxi kriegen. Wenn sie genug Geld für die Fahrt zusammenbekam. Hoffentlich. Es war Samstag, und allzu viele Busse würden vermutlich nicht fahren. Es war kalt.
Und ich blute immer noch.

Sie hatte keine Ahnung, wie viel Zeit ihr blieb, bis er oder seine Handlanger sie aufstöberten. Sie öffnete die Mittelkonsole und spähte hinein. Nichts. So sauber wie am ersten Tag. Auch das Handschuhfach war leer, doch in dem Fach auf der Rückseite des Fahrersitzes befand sich ein einzelnes, nahezu auf die Größe einer Briefmarke gefaltetes Blatt Papier.

Sie steckte es in ihre Jackentasche und durchsuchte den Wagen weiter auf Bargeld. Selbst ein paar Münzen würden schon helfen, vielleicht fand sie ja genug, um sich etwas zu essen zu kaufen. Allein vom Geruch der Hamburger knurrte ihr der Magen, und sie versuchte, nicht daran zu denken, wann sie das letzte Mal etwas zu essen bekommen hatte. *Konzentrier dich. Zuerst die Klinik, dann kannst du etwas essen.*

Sie öffnete den Aschenbecher und stieß den Atem aus. Bargeld, ein mit einem Gummiband zusammengerolltes Bündel Zwanziger. Eigentlich logisch. Drogen und Nutten – beides sein Metier – wurden üblicherweise bar bezahlt. Das waren mindestens zehn Scheine, vielleicht sogar fünfzehn ... mehr als genug, um ein Taxi davon zu bezahlen. Ihr bliebe sogar noch genug übrig, um sich eine neue Waffe zu beschaffen, nun, da das Springmesser in seinem Arm steckte.

Sie steckte das Geld ein, schlug die Tür des SUV zu, schloss ab und steckte den Schlüssel ein.

Das Blut auf dem Sitz war tödlich. Die Cops würden Handschuhe tragen, doch falls er oder seine Handlanger, die nicht Bescheid wussten, den Wagen als Erstes fanden, würden sie ihre verdiente Strafe bekommen.

Aber außer ihnen verdiente niemand, mit ihrem Blut in Berührung zu kommen. Sie konnte nur hoffen, dass eine abgeschlossene Tür genügte. Immerhin war ihre Jacke sauber geblieben, sie würde sich im Taxi einfach darauf setzen, um keine Flecken auf dem Sitz zu hinterlassen.

Auf dem Weg zu dem kleinen Hotel warf sie die Autoschlüssel in den nächstbesten Gully. *Halt dich von der Straße fern. Es darf dich keiner sehen. Halte dich versteckt.* Was nicht weiter schwierig war, weil sie in den letzten sechs Monaten genau das getan hatte.

Cincinnati, Ohio

Samstag, 19. Dezember, 16.50 Uhr

Ich muss dir einiges erklären. Meredith saß mit Mallory auf einem schmalen Sofa im Büro des Hoteldirektors. Sie hatte den Arm fest um die Schultern des Mädchens gelegt. Adams Worte hallten so laut in ihrem Gedächtnis wider, dass sie alle

anderen Geräusche ausblendeten. Wie wollte er seine monatelange Abwesenheit erklären? Er war nicht interessiert, so einfach war das.

Na gut, er hatte ihr die Zeichnungen zukommen lassen, aber doch nur, um ihr zu signalisieren, dass er sich allmählich erholte. Dass er sein Trauma in den Griff bekam.

Wenn er mit einem »Es liegt nicht an dir, sondern an mir« ankommt, haue ich ihm eins aufs Maul.

»Hey«, sagte Wendi, die im Türrahmen stand. Ihr Gesicht war tränenüberströmt, ihre Augen waren gerötet, und sie zitterte am ganzen Leib. Sie kam hereingelaufen und schloss Mallory in die Arme. »Ihr seid okay. Ich hatte solche Angst. Aber es geht euch gut.«

Meredith blickte ihre Freundin über Mallorys Schulter hinweg an. *Nichts ist okay*, formte sie stumm mit den Lippen. *Gar nichts.*

»Wenigstes seid ihr unverletzt«, korrigierte sich Wendi mit einem grimmigen Flüstern.

»Das habe ich dir doch gleich gesagt. Ihnen ist nichts passiert«, meinte Agent Colby in seiner typisch ruhigen Art, obwohl er beim Anblick von Merediths Haar zurückzuckte.

»Wir sehen jetzt zu, dass ihr eure Aussage macht, dann kannst du nach Hause fahren und duschen.«

Meredith kniff die Augen zusammen und kämpfte gegen den Würgereiz an. »Ist es in meinem Haar?«

»Nicht viel«, wiegelte Wendi schnell ab, zu schnell. »Es sieht aus, als hättest du das Flusensieb im Trockner sauber gemacht.« Sie klang hochzufrieden mit ihrer Erklärung.

Meredith schlug die Augen auf und grinste sarkastisch. »Du bist eine derart miserable Lügnerin, Wen.«

»Stimmt«, bestätigte Colby und zwirbelte liebevoll eine von Wendis Locken.

Wendi warf ihm einen Blick zu. »Meredith kann nicht allein

zu Hause bleiben. Dieser Mann hat versucht, sie umzubringen. Was, wenn er zurückkommt?»

Meredith spürte, wie Mallory stocksteif wurde. »Hör auf, Wendi«, seufzte sie. »Du machst Mallory Angst.«

Doch Colby nickte nur. »Sie kann im Mariposa House bleiben. Ich habe noch ein paar Tage Urlaub und passe auf euch auf.«

Wendi warf Colby einen schmachttenden Blick zu wie ein liebeskranker Teenager. Meredith verdrehte bloß die Augen, andererseits war der Mann einfach hinreißend und zudem rasend verliebt in Wendi.

Ich bin doch bloß eifersüchtig, dachte sie. Adam Kimble hatte sich nicht einmal ansatzweise so besorgt über ihr Wohlbefinden gezeigt. *Wenn man bedenkt, dass mich gerade jemand umbringen wollte*. Der Gedanke beschwor eine neuerliche Woge der Übelkeit in ihr herauf. *O Gott. Jemand hat versucht, mich zu töten ... und die vielen anderen Leute im Restaurant*.

Aber wer? Wer könnte sie so sehr hassen? Wer hatte so wenig Respekt vor einem Menschenleben? Tja, leider einige Eltern ihrer kleinen Patienten, zumindest jener, die ihr das Gericht zur Therapie zugewiesen hatte. Normalerweise war dies der Grund, warum die Kinder zu ihr in die Therapie kamen: weil ihre Eltern zu egoistisch, gleichgültig oder innerlich abgestumpft waren, um für ihre Sicherheit zu sorgen.

»Im dritten Stock ist ein Zimmer frei«, sagte Wendi. »Dort kannst du übernachten.«

Wendi und Colby organisierten also bereits ihre Unterbringung. Meredith rang sich ein Lächeln ab und beschloss, zumindest ein Minimum an Kontrolle über ihr Leben zurückzugewinnen. »Danke, Parrish, das ist wirklich nett von dir, aber ich halte es für besser, nicht im Mariposa House zu wohnen. Die Mädchen sollen meinetwegen nicht aus

ihren Gewohnheiten gerissen werden.« Sie sah Mallory an und schluckte. *Auch sie hätte heute ums Leben kommen können. Nur weil sie mit mir zusammen war.* »Außerdem könnte ich die Mädchen damit in Gefahr bringen. Ich muss auf Distanz bleiben, bis ... die Lage unter Kontrolle ist.«

»Aber es war doch nicht deine Schuld, Meredith«, protestierte Wendi.

»Ich weiß.« Und das stimmte auch. Zumindest verstandesmäßig. »Trotzdem ist das Risiko zu groß. Parrish, du bleibst bei Wendi und den Mädchen. Ich bitte Kendra, zu mir zu kommen.« Kendra arbeitete zwar erst seit einem guten Jahr als Polizistin, konnte jedoch ganz hervorragend auf sich selbst aufpassen. *Genauso wie ich*, dachte Meredith. Trotzdem wollte sie heute Abend lieber nicht allein sein.

Kann ich dich später anrufen? Heute Abend? Bitte. Das eindringliche *Bitte* hatte sie komplett aus der Bahn geworfen. Verdammt.

»Kenny hat Tagschicht und folglich heute Abend frei«, fügte Meredith eilig hinzu, als Wendi erneut protestieren wollte.

»Ich bitte dich. Du glaubst doch nicht ernsthaft, dass Kendra jemanden ins Haus lässt, der nicht dort hingehört, oder?«

Das könnte womöglich auch Adam Kimble einschließen. Ebenso wie Wendi hatte auch Kendra ihr ans Herz gelegt, ihn zu vergessen. Keine der Cullen-Schwwestern war ein großer Fan von ihm.

»Nein, definitiv nicht.« Wendi schien alles andere als glücklich zu sein, bedrängte Meredith jedoch nicht weiter. »Na gut«, sagte sie und wandte sich Colby zu. »Können wir jetzt gehen?«

»Mal sehen. Ich kümmere mich darum. Trip und Kimble müssen hier irgendwo sein.«

Cincinnati, Ohio
Samstag, 19. Dezember, 17.00 Uhr

»Er hat sie tatsächlich entschärft«, murmelte Adam. Er und Trip standen in dem kleinen Konferenzraum des Hotels, das ihnen der Direktor zur Verfügung gestellt hatte, und sahen sich zum dritten Mal auf Trips Laptop die Aufnahmen der Überwachungsvideos aus dem Restaurant an ... wenngleich leider nicht die Schießerei selbst zu sehen war. Stattdessen hatte die Innenkamera lediglich eine Teilansicht des jungen Mannes erfasst, bevor der tödliche Schuss gefallen war. Die aufschlussreichsten Aufnahmen stammten von einer an der Hauswand montierten Außenkamera, die über drei Sekunden hinweg zeigten, wie er die Straße überquert und das Restaurant betreten hatte.

»Hier zieht er den Reißverschluss auf«, sagte Trip und zeigte auf den Bildschirm. »Und ... hier reißt er die Drähte ab.« Er hielt die Aufnahme an. »Wenn man es nicht weiß, würde man nicht darauf kommen. Beim ersten Mal habe ich es glatt übersehen. Ich dachte, er zerrt an seinem Kragen.«

»Er wusste, dass er beobachtet wird«, meinte Adam. »Meredith meinte, er hätte ein Mikro im Ohr getragen und mit jemandem geredet.«

»Stimmt«, sagte eine leise Stimme hinter ihnen.

Adam blickte über die Schulter und unterdrückte den Impuls, das Gesicht zu verziehen, als er Agent Quincy Taylor die Tür hinter sich schließen sah. »Haben Sie es gefunden?«, fragte Adam, um einen neutralen Tonfall bemüht. Der Typ hatte ... *Was denn, Kimble?*, meldete sich die sarkastische Stimme in seinem Kopf zu Wort. *Er hat ihr die Hand getätschelt, um sie zu beruhigen. Weil du nicht da warst, um das zu übernehmen.*

Agent Taylor sah ihn an. »Ja«, sagte er in einem Tonfall, der

verriet, dass Adam seine Verärgerung bei Weitem nicht so gut kaschiert hatte, wie er dachte.

Selbst Trip musterte ihn argwöhnisch. »Wo war das Mikro?«, fragte er den Forensiker.

»In einem Klumpen Gehirnmasse«, antwortete Agent Taylor tonlos. »Einer der Bombenexperten hat es gesehen und ein Foto gemacht, weil der Tatort für meine Leute noch nicht freigegeben ist. Sagten Sie gerade, dass er die Bombe selbst entschärft hat?«

Trip nickte. »Sieht ganz danach aus. Der Junge hat offenbar gewusst, was er da tat, wenn ich das mal so deutlich sagen darf. Eine falsche Bewegung, und er hätte sich selbst in die Luft gejagt.«

Adam beschloss, sich wieder einzukriegen und sich auf seinen Job zu konzentrieren. »Kann schon sein, dass er wusste, was er tat, aber noch wahrscheinlicher ist es, dass es ihm egal war. Wäre die Bombe an der Tür hochgegangen, wäre die Detonation weit weniger heftig gewesen.«

»Sie glauben also, er hat versucht, die Leute im Restaurant zu retten?«, wollte Trip wissen.

»Er hat versucht, Meredith zu retten«, antwortete Adam. »Er hat zu ihr gesagt, sie solle abhauen. Das war unmittelbar vor dem ersten Schuss. Das zeigt mir, dass er immer noch Angst hatte, die Bombe könnte hochgehen.«

»Also war er sich doch nicht sicher, dass er sie unschädlich gemacht hatte«, meinte Trip nachdenklich. »Der Junge wusste, dass er sowieso sterben würde. Das sieht man ihm deutlich an ... daran, wie er zusammenzuckt, bevor er die Drähte abreißt.«

Adam stieß einen Seufzer aus, als sich sein Herz vor Mitgefühl zusammenzog. »Er sagte, ›Er wird sie umbringen‹. Das legt den Schluss nahe, dass derjenige, vor dem der Junge solche Angst hatte, ihn erschossen hat und anschließend geflücht-

tet ist. Wir haben einen schwarzen Geländewagen mit ›Plumber's Helper‹-Werbeaufdruck auf beiden Seiten schon zur Fahndung ausgeschrieben.« Mehrere Zeugen hatten den Wagen wegfahren sehen. »Aber ›Plumber's Helper‹ ist eine Scheinfirma, und niemand hat sich das Kennzeichen gemerkt.«

»Ein Zeuge hat den SUV mit dem Handy aufgenommen«, sagte Agent Taylor. »Ich konnte einen Teil des Kennzeichens erkennen und habe es in die Fahndung aufnehmen lassen. Das ist der zweite Grund, weshalb ich hier bin.«

Adam sah ihn überrascht an, während er bemerkte, dass auch Trip nichts davon gewusst zu haben schien, was den Schluss nahelegte, dass Agent Taylor ihn nicht mit Absicht im Unklaren gelassen hatte. »Wann haben Sie das Video bekommen?«, wollte Trip von ihm wissen.

»Gerade eben, als ich am Tatort war. Nachdem ich Dr. Faltons Hände sauber gemacht habe«, fügte er spitz hinzu. »Mehr habe ich nämlich nicht getan, Detective Kimble.«

»Weiß ich. Sie war ziemlich aufgebracht. Danke, dass Sie ihr geholfen haben, Agent Taylor.«

Agent Taylor nickte knapp. »Quincy.«

»Adam«, gab Adam zurück.

»Und ich bin Trip«, warf Trip sarkastisch ein. »Wieso hat der Zeuge das Video nicht uns übergeben?«

»Kids eben«, gab Quincy ungerührt zurück. »Brüder, zehn und zwölf Jahre alt. Sie haben mit der Handykamera herumgeblödel und so getan, als würden sie ihre Eltern nach den Geschenken unterm Weihnachtsbaum ausquetschen. Sie waren zwei Blocks entfernt, als der SUV an ihnen vorbeigefahren ist. Anfangs war ihnen gar nicht bewusst, dass sie etwas Wichtiges aufgenommen hatten, aber dann haben sie die Fahndung in den Nachrichten gesehen. Sie sind zu mir gekommen, weil sie das FBI-Logo auf meiner Jacke gesehen

haben, haben mir die Aufnahme zuerst gezeigt und dann per E-Mail geschickt. Sie warten mit ihren Eltern draußen in der Lobby.«

»Danke«, sagte Trip. »Haben wir schon Hinweise darauf, wer es auf Dr. Fallon abgesehen haben könnte, Adam?«

»Oder weshalb sie bewaffnet war?«, fügte Quincy hinzu.

»Beides«, gab Adam zurück. »Sie trägt immer eine Waffe bei sich, weil Eltern ihrer Patienten sie bedrohen und/oder stalken.«

Trip runzelte die Stirn. »Und womit genau drohen sie ihr? Hat sie Anzeige erstattet?«

»Sie hat jeden angezeigt, der sie explizit bedroht hat«, erwiderte Adam düster. »Doch anscheinend taucht ein Elternteil eines minderjährigen Patienten immer dort auf, wo sie morgens laufen geht oder ihre Einkäufe erledigt. Wer auch immer es ist, lächelt sie einfach nur an, obwohl sie die Person gar nicht kennt, was nicht als explizite Bedrohung gewertet werden kann.«

»Aber als reichlich implizit«, bemerkte Quincy verkniffen. »Sie hat Ihnen nicht konkret gesagt, vor wem sie Angst hat, oder?«

»Nein«, gestand Adam und fragte sich, ob er über Quincys Beschützerinstinkte erleichtert sein sollte, oder ob sie seine Eifersucht noch weiter schürten. »Sie wollte es nicht sagen, und ich habe sie nicht weiter bedrängt.«

»Wieso nicht, zum Teufel?«, platzte Trip heraus.

Adam sah ihn ausdruckslos an. »Sie wollte die Privatsphäre ihrer Patienten schützen. Ich habe nicht weiter nachgebohrt, weil sie drauf und dran war, zusammenzubrechen. Aber ich kriege es schon heraus, auf die eine oder andere Art.«

Trip warf ihm einen finsternen Blick zu. »Ich werde sie ganz einfach fragen. Sie behandeln sie wie ein rohes Ei, aber sie ist nicht so zerbrechlich, wie Sie glauben.«